

Festschrift 2019

Der
ökumenische
Predigtpreis



20. Preisverleihung

am 20. 11. 2019

Schlosskirche der Universität Bonn

Der ökumenische Predigtpreis. Festschrift 2019

hg. v. Eberhard Hauschildt im Auftrag der Jury

20. Preisverleihung am 20. 11. 2019 in der Schlosskirche der Universität Bonn

Bonn, November 2019

Die neue Jury:

Prof. Dr. Eberhard Hauschildt, Evang. Theol. Fakultät, Universität Bonn (Vorsitz)

Prof. Dr. Bert Roebben, Kath. Theol. Fakultät, Universität Bonn

Prof. Dr. Andreas Krebs, Altkatholisches Seminar, Universität Bonn

Prof.'in Dr. Angela Rinn, Predigerseminar Herborn

Prof. (i.R.) Dr. Reinhard Schmidt-Rost, Evang. Theol. Fakultät, Universität Bonn

Zum um ökumenischen Predigtpreis

Dieser *seit dem Jahr 2000* verliehene Predigtpreis ist über die Jahre zu einer Marke geworden – samt der jährlichen Preisverleihung in der Schlosskirche im Hauptgebäude der Universität Bonn. Lenkt er doch den Blick darauf, was die christliche Predigt heute ist und leisten kann, wie sie sich verändert und was ihre Stärken sind. Dies auch und gerade in Zeiten, wo zuerst die Presse, dann die Massenmedien und heute das Internet ihr den quantitativen Rang abgelaufen haben. Der Predigtpreis stellt und beantwortet mit der Auszeichnung einer jeweiligen Predigt immer wieder neu die Frage, was heute eine exzellente Predigt ausmacht.

Nach dem 18. „Geburtstag“ dieses Unterfangens erfolgte ein *Umbruch* – durch den „äußeren“ Umstand, dass sich nach einem Führungswechsel der langjährige Sponsor, der Verlag für die Deutsche Wirtschaft, überraschend aus der großen Unterstützung des Predigtpreises zurückgezogen hatte. Dank an Norman Rentrop, den Initiator des Predigtpreises und langjährigen Sponsor. Und ebenfalls Dank an den langjährigen früheren Vorsitzenden der Jury, Prof. Dr. Reinhard Schmidt-Rost, für die Ausgestaltung – und Finanzierung – der Feier zum 19. Predigtpreis in dieser Zwischenzeit. Für die Durchführung der heutigen 20. Preisverleihung konnten dankenswerterweise zwei namhafte Spender neben weiteren Einzelspendern gewonnen werden. In Zukunft wird der Preis weiterhin auf Spenden angewiesen sein, damit er seine Aufgabe fortsetzen kann. Wir Verantwortliche haben unsererseits die Kosten entschieden auf das unbedingt Nötige beschränkt.

Inhaltlich ist der Preis im Zuge der *Veränderungen* universitärer geworden. Was die Zusammensetzung der Jury betrifft, erfolgte eine Konzentration auf die Wissenschaft und die Universität Bonn. Die Sichtung und Auswahl der eingereichten Predigten wurde von Wissenschaftlern aus allen drei universitären Theologieeinrichtungen der Universität Bonn vorgenommen (der evangelisch-theologischen Fakultät, der katholisch-theologischen Fakultät und des Altkatholischen Seminars), zusätzlich unterstützt von Prof. Angela Rinn (Frankfurt/Herborn), zugleich Publizistin und Verfasserin einer Forschungsarbeit über „Die Kurze Form der Predigt“. Auch werden in Zukunft Studierende mehr in das Auswahlverfahren einbezogen werden.

Neu ist auch das *symbolische Bild* für die Predigt, das wir gewählt haben: Aus dem Boden eines Bibeltexts bzw. den biblischen Horizonten ist eine jeweilige Predigt in der Luft und Sonne ihrer Zeit und für das Jetzt gewachsen. Die Verfasserin oder der Verfasser der Predigt haben ihr Form gegeben mit dem, was sie an Möglichkeiten zugelassen haben und was sie überlegt, weil es diese Möglichkeiten beschränkt, reduziert haben. Dornen und Rauheit gehören zu solch lebender Pflanze dazu. Vom grünen Gesamt heben sich manche Knospen und Blüten (der Formulierungen) besonders heraus – oder sind auch im Blätterwald versteckt und überraschen erst beim genaueren Hinsehen bzw. Hinhören. Das Ganze getragen von einem Stamm, der aus Zeiten längst vor der Blüte und eben auch jetzt die vielerlei Säfte und Stoffe als Lebenskräfte heraufgebracht hat und so Grün und Blüten vom Boden und von innen her schuf.

Im vorliegenden Heft sind die drei extra „bepreisten“ Predigten zum Nachlesen aufgeführt – also in ihrer wieder in Buchstaben konservierten Form nach dem jeweiligen Zeitpunkt, an dem und für den sie gehalten worden waren. Diese Predigttexte sind in den *Kreis weiterer Predigten*, bewusst auch sehr unterschiedlicher, gestellt, die uns als ebenfalls besonders der Aufmerksamkeit wert aufgefallen sind. Eingeleitet wird das Ganze durch einen Auszug aus der *Schreibwerkstatt des für sein Lebenswerk ausgezeichneten Preisträgers* mit seinem das Predigen fördernden Wirken.

Zu *wünschen* ist: Möge der Predigtpreis weiterhin der öffentlichen Würdigung guter Predigt dienen – und damit einem Hören, das mitgeht und sich positiv-kritisch verhält. Möge es also der Lust am Wahrnehmen solcher Art von gestalteter Rede dienen – eingedenk dessen, dass all dies sich 1. dem Schöpfer dieser ganzen Welt verdankt und 2. dem, was uns das Volk Israel überliefert hat und 3. denjenigen, die in dem Zimmermannsohn aus Nazareth am Rande der römischen Welt etwas sahen: etwas, was diese Welt a) noch einmal radikal schon verändert hat, b) in der Predigt auch jetzt verändert und c) uns hoffen lässt, in diesen Zeiten der Herausforderung zur Verantwortungsübernahme für die Welt, auf diejenige Zukunft, die über unsere Möglichkeiten weit hinausgeht.

Eberhard Hauschildt (Juryvorsitzender)

Inhaltsverzeichnis

Erich Garhammer: Eine kleine Apologie des Erzählens – auch in der Predigt	4
Regina Laudage-Kleeberg Durchhalten – Predigt zu Mt 4, 1-11	12
Magdalena Prinzler Predigt zu Gen 4, 1-16	18
Daniel Steigerwald Predigt zu Mk 7, 24-30	22

Natascha D. Gillenberg Predigt zu Jona 3, 1-10	29
Lukas Harbig Predigt zu Eph 3, 14-19	36
Esther Maria Joas Predigt zu Gen 4, 1-16	41
Andreas Schüle Predigt zu Apg 16, 9-15	45
Simon Schu Predigt zu Hebr 9, 15.26b-28 (Karfreitag)	50

Zu den Verfasserinnen und Verfassern	54

Erich Garhammer

Eine kleine Apologie des Erzählens – auch in der Predigt

Eine Apologie des Erzählens ist nicht so unschuldig, wie sie zunächst erscheinen mag. Sie steht gegen eine mächtige Traditionslinie in der Theologiegeschichte.

Die anti-narrative Traditionslinie hat antike Wurzeln und fußt auf dem Einspruch Platons gegenüber der Literatur und dem Erzählen. Diese Argumentationslinie griffen die Kirchenväter gerne auf: ihre Argumente richteten sich zwar eher gegen Theater und Schauspiel, aber auch Dichter und Erzählkünstler waren gemeint. Ein herausragender Exponent dieser Ablehnung ist Tertullian.

In seiner Schrift „De spectaculis“ stellt er fest, dass es für den Christen zwar kein explizites Gebot gebe „du sollst nicht ins Theater gehen und dich diesen Fabeln hingeben!“¹ Er (er)findet es aber trotzdem, nämlich in Psalm 1: „felix vir qui non abiit in concilium impiorum et in via peccatorum non stetit nec in cathedra pestium sedit.“ („Wohl dem Mann, der nicht dem Rat der Frevler folgt, nicht auf dem Weg der Sünder geht, nicht im Kreis der Spötter sitzt“). Diesen Vers von Psalm 1 könne man sehr wohl auf die Schauspiele anwenden, denn dort stehe man ja entweder auf den Gängen (= viae) oder man sitze auf Stühlen (= cathedra). Weil Tertullian selber seine Argumentation als zu schwach zu empfinden scheint, verweist er auf den zentralen Text der Christen, auf das Taufversprechen, bei dem sich der Christ nicht nur zum Glauben bekenne, sondern auch dem Teufel und seinem Prunk („pompa diaboli“) abschwöre. Mit der „pompa diaboli“ seien die Schauspiele und andere Fabeln gemeint. Nachdem Tertullian alle Argumente gegen diesen Götzendienst aufgefahren hat, kommt eine interessante Wendung.

Wer wirklich Gefallen an der Bühnenliteratur finde, im Christentum gebe es genug Literatur, genug Verse, genug Lebensweisheiten, auch genügend Lieder, Stimmen und Erzählungen, und zwar keine Dichtungen, sondern Wahrheiten, keine ausgeklügelten Fiktionen, sondern einfache Tatsachen („nec fabulae, sed veritates, nec strophae, sed simplicitates“).

Wer Faust- und Ringkämpfe liebe, es gebe sie auch im Christentum: dort werde allerdings die Unzucht von der Keuschheit besiegt, die Treulosigkeit

¹ Tertullian, De spectaculis (Über die Spiele), Stuttgart 1988, 14.

von der Treue, die Härte von der Barmherzigkeit, die Anmaßung von der Bescheidenheit! Christliches Erzählen wird zum Tugendk(r)ampf. Wolf-dietrich Schnurre spöttelte einmal: wenn Christen erzählen, hört man die Hammerschläge, mit denen sie die Wahrheiten annageln.

Wer es noch prickelnder als die antiken Erzähler wolle und nach Blut lechze, so Tertullian weiter, der habe das Blut Christi! Das größte Schauspiel aber stehe für den Christen noch bevor: das Jüngste Gericht. Der Blick richte sich auf Christus, der vorher von den Poeten geschmäht und verspottet worden sei, und von dem man frech behauptet habe, er sei nicht auferstanden, sondern der Gärtner habe ihn weggeschafft. Dieses noch ausstehende Schauspiel könne durch nichts überboten werden: es liefere ein weit prickelnderes Narrativ als Zirkus, Theater und jedes Stadion!

Spannend: das Verdikt gegen das Erzählen mutiert selber zum Erzählexzess!

Apologie des Erzählens: Petrarca und Boccaccio

Petrarca riskierte in der frühen Neuzeit einen anderen Blick auf das Erzählen, ließ ihn aber in einer ambivalenten Schweben. In einem Brief an Boccaccio äußerte Petrarca: „Ich habe im Vergil, im Horaz, im Boethius und im Cicero gelesen, nicht einmal, sondern tausendmal; nicht in Eile, sondern ich habe mich in sie hineinversenkt und bin mit der ganzen Kraft meines ganzen Geistes bei ihnen verweilt [...]. So sind sie mir dermaßen vertraut geworden, nicht nur im Gedächtnis, sondern bis ins innerste Mark hinein, und sind so sehr eins geworden mit meinem Geist, dass sie, auch wenn ich sie mein ganzes Leben nicht mehr lesen würde, gewissermaßen in mir festhängen, da sie im Innern meiner Seele Wurzeln geschlagen haben. Oft vergesse ich sogar den Autor.“²

Petrarca berichtet hier von seiner Klassikerlektüre im Stil einer Meditation: wie bei der Ruminatio hat er sich den Inhalt der Schriftsteller und ihre Erzählweise eingeprägt und hat sie internalisiert. Wie Petrarca mit diesen literarischen Vorbildern umging, zeigt sich an seinem berühmten Brief vom 25. April 1336, in dem er den Aufstieg auf den Mont Ventoux schildert. Immer mehr nimmt dann seine Erzählung die Tradition des geistlichen Aufstiegsmotivs auf. Am Berggipfel angelangt – trotz heftiger Warnungen eines Einsiedlers – greift Petrarca in die Tasche und zieht die „Confessiones“ des Augustinus heraus; er trifft auf die Stelle im 10. Buch:

² Walter Haug, *Brechungen auf dem Weg zur Individualität. Kleine Schriften zur Literatur des Mittelalters*, Tübingen 1995, 338.

„Und es gehen die Menschen hin, zu bewundern die Höhen der Berge und die gewaltigen Fluten des Meeres und das Fließen der breitesten Ströme und des Ozeans Umlauf und die Kreisbahnen der Gestirne - und verlassen dabei sich selbst.“³ Petrarca erachtete dies als keinen Zufall, sondern verwies auf die Bekehrungen des Einsiedlers Antonius und von Augustinus; er dachte darüber nach, wie groß bei den Menschen der Mangel an Einsicht sei, so dass sie sich unter Vernachlässigung des edelsten Teils ihrer Selbst in vielerlei Dingen verzetteln, sich durch nichtige Schauspiele von sich selbst entfernen und außerhalb suchen, was nur drinnen zu finden ist. Mit höchst virtuoser Erzählkunst spielt Petrarca noch einmal die Stereotype der anti-narrativen Warnungen ein. Literatur steht hier auf der Schwelle zur Neuzeit: der Verweis auf die religiöse Tradition ist noch vorhanden - wenn auch nur mehr in Form der Erzählung eines fingierten (!) Briefes.

Ein ähnliches Lob des Erzählens leistet Boccaccio in seinem Decameron.⁴ Boccaccio adelt das Erzählen mit einem kühnen Vergleich: es gibt nicht nur das Hexameron, die Erzählung vom Sechstageswerk Gottes, es gibt auch das Decameron, das Zehntageswerk der Poesie und der Erzählkunst. Das Decameron ist ein Exempel dieser Erzählkunst. Die zehn Erzähler des Geschichtenkranzes finden sich in der Kirche Santa Maria Novella in Florenz, dem Sitz des Predigerordens der Dominikaner, zusammen.

Der Text erweist sich bei genauerer Analyse als eine Anti-Predigt, die Kritik üben will am plakativen Motiv der Weltverachtung der Bettelorden. Eine zentrale Rolle spielt dabei das Gemälde „Triumph des Todes“ (1335/40) im Campo Santo in Pisa, ein dominikanisches Auftragswerk. Bildinhalt ist die Omnipräsenz des Todes: ohne Ansehen der Person macht er alle nieder. Angesichts der Omnipräsenz des Todes wird ein Ausweg offeriert: die Entscheidung, ein Eremit zu werden. Damit kann man der Abgründigkeit des Todes schon zu Lebzeiten entrinnen.

Als Kontrast zur dieser monastischen Lebensform werden zehn junge Leute dargestellt, über ihren Köpfen schweben Ercoten, die suggerieren: die größte Gefahr für das Seelenheil geht von der Mondanität, der Weltverfallenheit aus. Diese Gefahr wird an den zehn jungen Leuten, vor denen

³ Francesco Petrarca, Die Besteigung des Mont Ventoux. Lateinisch/Deutsch. Übersetzt und hrsg. von I. Steinmann, Stuttgart 1995.

⁴ Giovanni Boccaccio, Poesie nach der Pest. Neu übersetzt und erklärt von Kurt Flasch (excerpta classica X), Mainz 1992.

bereits der Tod mit der Sense herfliegt und im nächsten Moment zuschlagen wird, exemplifiziert.

Boccaccio hat diese visuelle Bußpredigt zum Ausgangspunkt seines Decamerons gemacht: auch hier sind es zehn junge Leute (sieben Frauen und drei Männer), gebildet, musisch, wohlhabend, die sich in Santa Maria Novella versammeln und zunächst den Rat der Ärzte befolgen: sie fliehen aus der pestbedrohten Stadt. Doch nach nur 14 Tagen brechen sie ihren Fluchtversuch ab und kehren nach Florenz zurück, obwohl die Pest keineswegs zu Ende war. Was war geschehen, was war der Grund? Sie haben sich während dieser Zeit hundert Geschichten erzählt. Dieses Erzählen von Novellen hat zur Novellierung einer neuen Lebenseinstellung geführt.

Nun können die Zehn zurückkehren in den Schoß der Gemeinschaft, die sie braucht. Panfilò, der Erzählkönig des letzten Tages, bringt zum Ausdruck, dass nun alle die rechte Gesinnung erworben haben und dass sie fähig geworden seien, zur echten, zur tätigen Liebe („compassione“). Das Erzählen von Geschichten hat das bewirkt, was bislang der Predigt zugeschrieben wird: Metanoia. Das Erzählen von Geschichten hat für Boccaccio eine therapeutische Kraft, die er den Predigern seiner Zeit nicht mehr zutraute. Erzählen hat eine eigene Potenz: sie hat eine wirklichkeitstranszendierende Kraft; das Zehntagewerk der Poesie erschafft einen eigenen Kosmos, Hexameron und Decameron sind keine Gegensätze, sondern koextensiv.

Bei Literaten in die Erzähl-Schule gehen

Umberto Eco hat im Briefwechsel mit Kardinal Martini das Erzählen im Sinne von Boccaccio geadelt: „Stellen Sie sich einen Augenblick vor, Herr Kardinal, Christus wäre eine Erfindung des ungefederten Zweibeiners Mensch!“ Eco gibt sich selber die Antwort: ich würde die theogone Energie dieser Spezies bewundern und ich würde diese jämmerliche und niederträchtige Spezies allein dadurch als erlöst betrachten, dass sie diese Erfindung geschaffen hat. Das Erzählen kann sogar Gott (er)finden.

Martini setzte in seinen Briefen gegen diese Phantasien des Schriftstellers weder ein theologisches Veto noch eine defensive Selbstverteidigung, indem er in die Schatzkiste des traditionellen Erzählverbots griff, sondern er verwies auf die Offenbarungskonstitution „Dei Verbum“ des Zweiten Vatikanischen Konzils: dort sprechen die Konzilsväter in Nr. 8 vom Wachsen der Überlieferung durch Nachsinnen und Studium und durch das Weiter-

erzählen in der Verkündigung.⁵ Diese Erzählkunst im Sinne von Carlo Kardinal Martini wäre heute gefragt: in Theologie und Kirche und bei Prediger*innen genauso wie in kulturellen Kontexten.

Beispiele dafür gibt es: So etwa hat die Künstlerin Emma Kay die Bibel aus dem Gedächtnis erzählt. Dabei fließen alte Geschichten und aktuelle Bilder ineinander: auch wenn Josefs „beautiful Coat of many Colours“ eher Andrew Lloyd Webbers Musical *Jesus Christ Superstar* assoziiert als den biblischen Text, so ist doch die Form gewahrt: die Künstlerin auratisiert ihren Text, indem sie ihn in sechs Kolumnen setzt wie alte Bibelhandschriften. Kostbarkeit und Aktualität sind kein Widerspruch.

Der Journalist Heribert Prantl lässt in seine SZ-Leitartikel vor christlichen Hochfesten immer auch Erzählungen aus der Bibel einfließen. Die biblischen Erzählungen durchbrechen seiner Meinung eine platte und triviale Anschaulichkeit, die keine Ambivalenzen mehr kennt, wie sie gerade Leitartiklern und Predigern eignet.

Für den Schriftsteller Hanns-Josef Ortheil heißt schreiben, das Leben Gott erzählen: „Etwas nicht nur mir und einem anderen, sondern auch Gott erzählen. Für meine Arbeiten ist diese letzte Ebene die fundamentalste, die alles andere bindet und hält.“⁶ Otto Hermann Pesch hat diese Form des Betens „Erzählgebet“ genannt.⁷

Peter Handke hat bekannt, dass ihn die Evangelisten zum Erzählen angestiftet haben. Die beiden Emmausjünger stellt er sich als begnadete Erzähler vor. Ihre Freude, dass sie dem Auferstandenen begegnet sind, überbietet er noch mit der Freude des Erzählkönnens: „Führ die Emmausgeschichte weiter in der Vorzukunft: wie die beiden Jünger nach der Begegnung mit dem Auferstandenen sich voll Freude aufgemacht haben werden auf den Rückweg nach Jerusalem, und wie ihre Haltung aufrecht, erhobene Köpfe, jene noch größere Freude angezeigt haben wird, die sie dann haben werden am Erzählen.“⁸ Durch das Erzählen bekommen sie Statur.

⁵ Carlo Maria Martini und Umberto Eco, *Woran glaubt, wer nicht glaubt?*, Wien 1998, 72.

⁶ „Durchdringung der Welt von innen her“. Ein Gespräch mit dem Schriftsteller Hanns-Josef Ortheil, in: *Herderkorrespondenz* 68 (2014), 286-290, hier: 287.

⁷ Otto Hermann Pesch, *Das Gebet*, Mainz 1980, 40f.

⁸ Peter Handke, *Am Felsfenster morgens (und andere Ortszeiten 1982-1987)*, Salzburg und Wien 1998, 532.

Auch meine Abschiedsvorlesung war ein Versuch, die eigene theologische Biographie in erzählender Form darzubieten.⁹ Denn: Wissenschaft fordert kein Erzählverbot. Auch Predigen nicht: denn wer nichts erzählen kann, hat auch nichts zu sagen.

⁹ Erich Garhammer, „Wer nichts erzählen kann, der hat auch nichts zu sagen“, in: Ders., *Erzähl mir Gott. Theologie und Literatur auf Augenhöhe*, Würzburg 2018.

Regina Laudage-Kleeberg

Predigt zu Matthäus 4,1-11

[Beobachtungen der Jury: Wie kann man denn in der Predigt ausgerechnet dem Teufel das Wort geben! Die Predigerin überlässt ihm sogar, die biblische Erzählung der Versuchung Jesu in der Wüste als die seine nachzuerzählen. Da bleibt er ganz brav und nett. So auch, wenn er danach weiterspricht und seine Erwartungen an Jesus geschickt reduziert: Was hat Gott davon, wenn du leidest? – mach dich locker: sei ein Mensch, nobody is perfect.

Und wie soll man Jesus die Stimme geben? Der geht gar nicht auf den Teufel ein, aber drückt in seinem Gespräch mit Gott aus, wie er dessen Kraft in sich erfährt – als Kraft in erkennbaren Schwäche und Machtlosigkeit.

Und die Predigerin selbst („Ich bin nicht Gott Sohn. Und ich bin nicht der Teufel“)? Sie redet vom Durchhalten beim Hunger, der Machtlosigkeit, der Verletzlichkeit, also von Beziehungen und Versuchungen. Sie gibt sogar in einem dem Teufel recht: sich zu riskieren und (gerade in der Liebe) bereit zu sein, gewissermaßen von den Dächern zu springen. Aber eben doch dann standzuzuhalten wie bei Jesus: aus der Sicherheit, von Gott geliebt zu sein. Schlusssatz, der auf göttliche wie menschliche Liebe anspielt: „Nur wer sich beim anderen geborgen weiß, nur wer keine Angst um sich selbst haben muss, kann solche Wüstenmomente aushalten.“ Eine Predigt (und so auch eine Durchhaltepredigt) soll und will auf alltägliche und biographischen Kontexte treffen – und dies nicht nur bei den Predigthörern. Sie ist auch Ermutigung für die Person, die die Predigt hält (wie der Eingang der Predigt ganz unaufdringlich offenlegt).

Thema "Durchhalten"

...

Mein Mann und ich sind ja mit unserem kleinen Sohn da, das heißt also auch ein bisschen durchhalten, wenn er jetzt gleich ein bisschen schreit, dann werde ich kurz darüber gehen müssen.

Okay,

wir sind heute über zehn Jahre zusammen und heute ist unser fünfjähriger Hochzeitstag und deswegen bin ich auf "Durchhalten" gekommen, die erste Bibelstelle, die mir dazu eingefallen ist, ist Jesus in der Wüste und wir befassen uns heute mit dem Thema "Durchhalten", also ihr mit mir mit dem Thema „Durchhalten“, mit drei Monologen: Einen hält der Teufel, der Jesus versucht, einen hält Jesus, der sich versuchen lässt – und einen halte ich.

(Der Teufel als Lektor)

Vom Geist erfüllt, ging Jesus vom Jordan weg ... 40 Tage lang wurde er vom Geist in der Wüste umhergetrieben und von mir auf die Probe gestellt. Die ganze Zeit hindurch aß er nichts, so dass er schließlich sehr hungrig war, da sagte ich zu ihm: Wenn Du Gottes Sohn bist, dann befiehl doch diesem Stein hier, dass er zu Brot wird. Jesus antwortete: In den Heiligen Schrift steht: Der Mensch lebt nicht nur vom Brot. Darauf führte ich ihn hinauf und zeigte ihm auf einen Blick alle Reiche der Welt und sagte zu ihm: Ich will Dir die Macht über alle diese Reiche in all ihrer Größe und Pracht geben, sie ist mir übergeben worden und ich kann sie weitergeben, an wen ich will, alles soll Dir gehören, wenn Du Dich vor mir niederwirfst und mich anbetest. Aber Jesus sagte: In den Heiligen Schriften steht: Vor dem Herrn, deinem Gott, wirf Dich nieder, ihn sollst du anbeten und niemand sonst. Dann führte ich ihn nach Jerusalem, stellte ihn auf den höchsten Punkt des Tempels und sagte: Wenn Du Gottes Sohn bist, dann springt doch hinunter, denn in den Heiligen Schriften steht: Deinetwegen wird Gott seine Engel schicken, dass sie dich beschützen und sie werden dich auf Händen tragen, damit du dich an keinem Stein stößt. Jesus antwortete mir: Es heißt in den Heiligen Schriften auch: Du sollst den Herrn, Deinen Gott, nicht herausfordern. Als ich mit all dem Jesus nicht zu Fall bringen konnte, ließ ich ihn vorläufig in Ruhe.

Der Teufel Verdammt, Jesus, du nervst. Du lässt dich auf kein Spiel ein, du ratterst nur diese bescheuerten Zitate runter. Wen willst du blenden? Du bist doch auch nur ein Mensch! Tu doch nicht so, als ob du Herr der Lage bist. Das bist du nicht! Kein Mensch kann allen Versuchungen standhalten, jeder ist käuflich! Du auch!

Wenn du ehrlich bist, dann merkst du doch selbst, wie lächerlich du dich gerade machst. Vierzig Tage nichts essen und dann noch die Schrift auswendig kennen? Glaubst du wirklich, du hast dir einen Gefallen damit getan, dich auf diese Schrift zu verlassen? Auf diesen Gott, von dem du meinst, du seist ihm besonders nah? Glaubst du wirklich, dass sich das lohnt?

Aber gut, vielleicht hast du ja recht. Wer weiß. Ich will dir deinen Glauben ja lassen. Anscheinend gibt er dir irgendwas, sonst würdest du hier nicht so stolz standhalten. Irgendwie beeindruckt mich das ja auch! Und ich bin sicher, Er merkt

auch, dass du nur seinetwegen nicht einknickst. Anscheinend habt ihr echt was Großes miteinander, echte Liebe muss das sein. Die Frage ist ja nur: was hat Er davon, dass du leidest? Glaubst du wirklich, Er will, dass du dich hier so fertig machst? Hat Gott nicht eher gewollt, dass es dir gut geht? Er will doch, dass du groß bist!

Ich sag dir jetzt mal was: wenn ich du wäre, würde ich jetzt einfach mal entspannen und mein Angebot annehmen. Du kannst ja danach mit Gott reden, ihm alles erklären, ihr habt ja einen guten Draht. Echt, ich finde, euer Verhältnis hält das aus. Was hältst du davon, wenn wir beide uns da vorne jetzt mal in den Schatten setzen und du vergisst dein Fasten mal für eine Weile. Weißt du, es kann unglaublich schön sein, nach einer kleinen Sünde zur Normalität zurückzukehren. Ich verlange ja gar nicht, dass du dich vor mir niederwirfst! Das war vielleicht ein bisschen übertrieben.

Ich wünsche dir nur ein bisschen Lockerheit, sei mal etwas menschlicher! Nicht immer so verdammt perfekt! Da kriegt man ja Angst, weil du so ein Gott-Streber bist. Wie sollen die anderen Menschen denn da rankommen, wenn bei dir immer nur alles so glatt läuft? Das macht dich doch total unglaubwürdig!

Guck mal, wenn wir jetzt gleich im Schatten sitzen und ein paar süße Datteln essen, dann kannst du später darüber predigen: darüber, dass du halt ein Mensch bist, und Menschen eben Fehler machen! Glaub mir, die Leute werden dich dafür lieben, sie werden dir hinterherlaufen, weil du einer von ihnen bist und trotzdem mehr drauf hast. Und das wäre doch großartig, oder? Dass die Menschen dich lieben.

Jesus Gott, Du siehst mich. So wie ich hier gerade schwitzend und staubig in der Wüste stehe. So wie ich antworte, wenn der Teufel mich versucht. Es geht mir gut, Gott. Du bist ganz bei mir gerade. Ich fühle mich so sicher und geborgen. Diese flirrende Hitze, dieser heiße Wind, das bisschen Wasser. Ich habe mich all dem gern ausgesetzt. Es macht mir nichts aus, allein mit dem Geist durch die Gegend zu ziehen. Nie führe ich bes-

sere Gespräche als in diesen 40 Tagen. Es stimmt alles. In mir.
Mit Dir.

Ich fühle mich satt, wenn auch völlig brotlos. Ich fühle mich mächtig, ohne ein Reich zu beherrschen. Ich fühle mich stark, auch ohne dass die Engel mich vor allem beschützen.

Du machst das. Du schaffst es, mich so ruhig werden zu lassen. Du gibst mir die Antworten, wenn ich angefragt werde. Du setzt in mir einen Frieden frei, der Menschen unvorstellbar erscheint. Du stillst all meine Sehnsucht, all mein Wollen.

Ich Ich bin nicht Gottes Sohn. Und ich bin nicht der Teufel. Ich bin ein Mensch. Ich bin zutiefst menschlich.

Menschen wollen satt werden.

Menschen wollen Macht.

Menschen wollen nicht verletzt werden.

Und deshalb ist „Durchhalten“ das Thema heute. Denn in meinem Wollen bin ich ständig damit konfrontiert. Halte ich den Hunger aus, halte ich Machtlosigkeit aus, mache ich mich verletzbar?

Satt sein. Das ist auch ein Thema in langen Beziehungen. Welche Partnerschaft hat schon alles, was man sich wünscht? Ich denke, keine. Zwei Bekannte von mir stecken gerade in unglaublich heißen Affären. Ganz ehrlich: ich werde manchmal rot, wenn ich höre, was sie so erleben. Und ich werde manchmal etwas neidisch, weil alles in ihrem Sexleben gerade neu und aufregend ist. Die eine ist schon ewig mit dem gleichen Mann zusammen, und fast genauso lang hat sie diese Affäre mit einem anderen. Sie sieht die Zweigleisigkeit modern und pragmatisch: in einer Beziehung kann man nicht alles bekommen, was man braucht. Warum also den anderen mit den eigenen Wünschen überfordern, wenn man sie auch woanders stillen kann?

Ich glaube, dass das in manchen Beziehungen eine gangbare Lösung sein kann, um die Liebe aufrecht zu erhalten. Und gleichzeitig glaube ich auch, dass wir heute verlernt haben, Hunger zu spüren. In jeglicher Hinsicht können wir jederzeit satt werden. Wenn ich ehrlich auf meine Ehe gucke, dann weiß ich: auch hier bleibe ich an manchen Stellen hungrig, ge-

nau wie mein Mann mit mir manche Bedürfnisse nicht stillen kann. Das ehrlich und liebevoll zu integrieren ist herausfordernd.

Mächtig sein. Herr oder Herrin über die ganze Welt sein. Das ist vielleicht etwas übertrieben. Aber ich kenne mich. Ich will Kontrolle über möglichst vieles in meinem Leben. Ich will nicht, dass das Leben an mir vorbeiläuft, ich will es gestalten. Ich will im Beruf vorankommen und dafür tue ich viel, dafür bin ich anderen und mir unbequem. Love it, change it, leave it. Wer heute nicht zufrieden ist, kann gehen. Wir sind nicht mehr gekommen, um zu bleiben. Kaum eine Berufsbiografie meiner Generation findet 40 Jahre lang im gleichen Unternehmen statt. Aber: Unbedingter Gestaltungswille, die eigene Freiheit, die Kontrolle kosten etwas. Zeit. Gesundheit. manchmal Freundschaften.

Wenn ich dieser Versuchung nicht immer wieder erliegen will, dann brauche ich ein anderes Durchhaltevermögen. Dann geht es nicht um möglichst viele Stunden im Büro oder hinter dem Laptop. Ich muss lernen, mein Geltungsbedürfnis zu beruhigen, meine Angst um mich selbst auszuhalten anstatt alles dafür zu tun, Anerkennung und Kontrolle zu generieren.

Und ich muss mich ganz wüstenhaft daran erinnern, wer mich trägt. Gott ist es egal, wieviel Gehalt ich bekomme. Er gibt mir Anerkennung, vor aller Leistung und trotz aller Schuld.

Unverletzlich sein. Der Teufel tut so, als ob er Jesus unverletzlich machen kann. Wir sollen Gott nicht herausfordern, sagt Jesus nur lapidar.

Diese Stelle ist vielseitig. Denn der Teufel hat in manchem ja recht. Denn: Wir müssen uns riskieren. Manchmal müssen wir von Dächern springen. In jedem Leben, jeder Liebe ist das so. In jedem Leben, in jeder Liebe kann man stolpern und sich an einem Stein stoßen. In jeder Beziehung stecken Dächer, von denen man springen kann oder sogar muss, um sich miteinander weiterzuentwickeln. Und in jeder Beziehung stecken Steine, an denen man sich stößt, oder Brocken, die den Weg versperren.

Eine Sache wird mir dabei klar: unverletzlich sein geht nur, wenn ich nicht liebe. Denn Liebe macht verletzbar.

In der Bibelstelle wirkt Jesus so souverän. Er hat immer eine Antwort parat. Ich kann mir das in meinem Leben gar nicht vorstellen, dass ich allen Versuchungen, allen Herausforderungen standhalte und meinen geraden Weg weitergehe. Ich glaube, das ist auch nicht die Botschaft, die die Schrift uns hier mitgibt.

Jesus geht gar nicht auf den Teufel ein. Ich glaube, er kann das nur, weil er gerade –oder vielleicht immer –so sicher ist, dass Gott ihn liebt und er Gott liebt. Nur wer sich beim anderen geborgen weiß, nur wer keine Angst um sich selbst haben muss, kann solche Wüstenmomente aushalten.

Magdalena Prinzler

Predigt zu Genesis 4,1-16

[Beobachtungen der Jury: Die biblische Erzählung von Kain und Abel wird eingangs verfremdet und dadurch zu einer Schilderungen mehrerer nur zu vertrauter Erfahrungen heute, ohne dass dafür eine Lebensnähe ausführlicher angebahnt oder argumentativ aufgewiesen werden müsste. Erst im Nachgang dazu wird es auf den Begriff gebracht und weiter als Erfahrung der Predigthörer*innen vertieft. Mehrere bibelwissenschaftliche Einsichten machen tatsächlich einen Unterschied aus und helfen, die Perspektive zu verändern hin zur Frage: „Wie gehe ich damit um, dass ich Gott nicht verstehe?“ Die Predigerin gibt mutig eine persönliche, aber nicht als eigene Stärke daherkommende Antwort, die auf Psalm 22 verweist, und schließt mit einer freilich inzwischen recht bekannten Erzählung.]

Und die Menschen bekamen zwei Kinder: Kain und Abel. Kain aber hasste seine Schwester Abel, denn ihr schien alles leicht zu fallen, er aber tat sich schwer. Und die Eltern freuten sich über alles, was Abel anfang, aber über ihn, Kain, freuten sie sich nie. Und die Menschen bekamen zwei Kinder: Kain und Abel. Und Abel wurde Jurist, Kain aber alleinerziehende Mutter. Und Abel hatte ein großes Auto, ein Loft und ein Ferienhaus am Meer, Kain aber konnte oft trotz mehrerer Jobs die Miete nicht zahlen. Und die Menschen bekamen zwei Kinder: Kain und Abel. Und Abel wuchs in Deutschland auf, ging zur Schule, studierte, bekam ein bis zwei Kinder, kaufte ihnen Smartphones und sich neue Schuhe. Kain aber lebte in Somalia und hatte nichts außer Hunger. Da dachte Kain bei sich: Wieso geht es Abel gut, mir aber nicht? Warum segnet Gott Abel, mich aber scheint er nicht zu sehen? Ist das gerecht? Da wurde Kain sehr zornig und senkte seinen Blick. Und es geschah, als sich die Gelegenheit ergab, da nahm Kain eine Schere und zerschnitt Abels Kuscheltiere. Da nahm Kain einen Kanister und zündete Abels Auto an. Da band Kain sich Sprengstoff um und riss Abel mit sich in den Tod.

(Pause)

Kain und Abel – eine Geschichte voller Eifersucht, Zorn und Hass. Ein Bruder, der völlig überreagiert, weil das, was er macht, nicht in gleicher Weise anerkannt wird, wie das, was sein Bruder macht. Ein Bruder, der aus überbordenden Gefühlen Mord an seinem eigenen Bruder begeht. Wie kann er nur! Aber ist es wirklich so unverständlich? Sind einem Kains Ge-

fühle nicht näher, als man gerne zugeben möchte? Ist da nicht die beste Freundin, die immer Einsen nach Hause bringt, während man selbst nur Dreien schreibt? Ist da nicht der Arbeitskollege, der befördert wird, obwohl man selbst schon längst an der Reihe gewesen wäre? Ist da nicht der kleine Nichtsnutz von einem Bruder, der von den Eltern gefeiert wird, obwohl man doch selbst seit Jahren für sie schuftet? Ist da nicht dieses nagende Gefühl, dass sich in einem festsetzt und einen langsam von innen heraus vergiftet und die Beziehungen zerstört? Und dann erwischt man sich plötzlich, wie man die Freundin bei anderen als „Streberin“ bezeichnet, wie man den Kollegen vor Vorgesetzten schlechtmacht, wie man den Bruder über Wochen ignoriert. Dabei kann doch weder die Freundin, noch der Kollege, noch der Bruder etwas dafür. Wer ist schuld? Sind nicht die Eltern schuld, weil sie den Bruder feiern – und dich nicht? Ist nicht die Chefin schuld, weil sie den Kollegen befördert – und dich nicht? Ist nicht der Lehrer schuld, weil er die Freundin gut benotet – und dich nicht? Ist nicht Gott schuld, dass Kain Abel umbringt? Betrachtet man den biblischen Text, dann müsste die Geschichte nicht, wie in den meisten Bibeln vorgeschlagen „Kain und Abel“ heißen, sondern „Kain und Gott“. Abel spielt in der Geschichte nur eine Nebenrolle. Er sagt in der Erzählung kein Wort, nicht eines. Und schon sein Name deutet daraufhin, welche Rolle er in der Geschichte einnimmt: Dort, wo wir im Deutschen Abel lesen, steht im Hebräischen hävāl, das bedeutet „Nichtigkeit, Hauch“. – Es geht nicht um die Beziehung zwischen Kain und Abel, es geht um die Beziehung zwischen Kain und Gott. Und die ist von Anfang an in einer Schieflage. „Und der HERR blickte auf Abel und auf seine Opfergabe; aber auf Kain und auf seine Opfergabe blickte er nicht. “Warum? WARUM? Das ist doch nicht gerecht. Unfair. Beide Brüder opfern von dem, was ihr Beruf abwirft, der eine Fleisch, der andere Getreide, das eine gefällt Gott, das andere nicht. Warum? Man beginnt Kains Wut zu verstehen. Das ist doch ungerecht! Das passt doch überhaupt nicht mit dem Bild zusammen, das wir von Gott haben: Der gütige Vater, der sich liebevoll seinen Kindern zuwendet. Alleine in den Psalmen wird weit über zwanzigmal von Gottes Gerechtigkeit gesprochen; wird gesagt, dass Gott gerecht sei. Aber ist Gott gerecht? Ist es gerecht, dass du so starke chronische Schmerzen hast, dass du manchmal nicht aus dem Bett kommst? Ist es gerecht, dass dein Mann mit 47 Jahren an Krebs stirbt? Ist es gerecht, dass der Zufall der Geburt in dem einen oder anderen Land darüber entscheidet, ob du alt und lebenssatt stirbst oder mit 30 verhungerst? Für viele Menschen ist das der Grund,

warum sie nicht an Gott glauben. Es geht einfach nicht in den Kopf, dass ein gütiger und allmächtiger Gott solche Ungerechtigkeiten zulassen sollte. Es ist unlogisch.

Schaut man sich den biblischen Text aber noch einmal genauer an, stellt man fest, dass das gar nicht das Thema der Erzählung ist. Dass Gott das eine Opfer anschaut, das andere ignoriert, wird in zwei kleinen Halbversen erwähnt. Ohne Begründung. Die Frage, die der Text stellt, ist eine andere. Nicht: „Warum handelt Gott so und ist das gerecht?“, sondern: „Wie geht Kain damit um, dass er sich von Gott ungerecht behandelt fühlt?“ „Da wurde Kain sehr zornig und sein Gesicht senkte sich.“ – das hebräische Wort, das hier mit „zornig werden“ übersetzt wird, heißt wörtlich: „es überlief ihn heiß“. Kain glüht vor Zorn. „Und der HERR sprach zu Kain: Warum bist du zornig und warum hat sich dein Gesicht gesenkt? Ist es nicht so, wenn du recht tust, erhebt es sich? Wenn du aber nicht recht tust, dann lagert sich die Sünde vor der Tür. Und nach dir wird ihr Verlangen sein, du aber sollst über sie herrschen.“ Hier wird das erste Mal in der Bibel das Wort „Sünde“ verwendet. Hier, nicht in der Erzählung von Adam und Eva im Paradies, für die sich in der Auslegungsgeschichte der Name „Sündenfall“ durchgesetzt hat. Wenn in der Bibel von Sünde die Rede ist, dann wird darunter mehr verstanden, als ein Einzelvergehen, mehr als das, was wir darunter heute verstehen: Ein Stück Schokolade zu viel, eine kleine Lüge ... Die Bibel versteht Sünde als grundlegende Beziehungsstörung. Als Beziehungsstörung zwischen Mensch und Gott, Mensch und Mensch und Mensch und Welt. Das wird auch in der Kain-Erzählung deutlich: Gott warnt Kain und er ignoriert ihn. Gott fragt nach Abel und er belügt ihn. „Woher soll ich das wissen? Bin ich meines Bruders Hüter?“ Da liegt das Problem. Kain bricht den Kontakt zu Gott ab. Und gleich darauf den Kontakt zu seinem Bruder. Es geht nicht darum, warum Gott Kains Opfer ignoriert, es geht darum, wie Kain damit umgeht. Wie Mensch damit umgeht.

Wie gehe ich damit um? Wie gehe ich damit um, dass es immer wieder Situationen gibt, in denen ich Gott nicht verstehe, in denen ich das, was ich erlebe und in der Welt wahrnehme, nur als große Ungerechtigkeit Gottes empfinde? Ich versuche zu vertrauen. Ich versuche zu vertrauen, denn ich glaube, dass Gott größer ist als all unsere Vernunft. Dass das, was wir mit unseren menschlichen Kategorien der Logik erfassen können nicht ausreicht, um Gottes Wege zu erschließen. Nicht ausreicht, um beurteilen zu können, ob Gott gerecht ist oder nicht.

Das ist unbefriedigend. Denn ich möchte so gerne verstehen, so gerne wissen, warum? Aber wenn Eifersucht, Hass, Gewalt und Mord aus dieser Beziehungsstörung kommt, aus der Beziehungsstörung zu Gott, den Menschen, der Welt, dann geht es vielleicht genau darum: den Kontakt nicht zu verlieren. Zur Welt, zu den Menschen, zu Gott. Das ist oft nicht einfach. Manchmal bleiben mir die Gebete im wörtlichen Sinne im Halse stecken. Dann helfen mir die Psalmen. Psalmen wie Psalm 22, den wir vorhin gemeinsam gesprochen haben. Uralte Gebete, in denen der Beter Gott alles entgegenschreit: seinen Frust, seinen Schmerz, sein ganzes Unverständnis über die Situation, in der er sich befindet. „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ Manchmal hilft nur Klagen. Manchmal hilft nur Gott seine ganze Ungerechtigkeit entgegenschreien, um überhaupt mit ihm im Kontakt zu bleiben. Die Psalmenbeter bleiben aber oft nicht dabei stehen. Sie erinnern sich an die Erfahrungen, die sie und ihr Volk mit Gott gemacht haben und ziehen daraus ihre Hoffnung. „Ja, du bist es, der mich aus dem Mutterleib gezogen hast, der mir Vertrauen einflößte an meiner Mutter Brüsten. Auf dich bin ich geworfen vom Mutterschoß her, von meiner Mutter Leib an bist du mein Gott.“ (V. 9f.)

Der Philosoph und Holocaust-Überlebende Elie Wiesel erzählt dazu folgende Geschichte: „Im Königreich der Nacht nahm ich an einem merkwürdigen Prozess teil. Drei fromme und gelehrte Rabbiner hatten beschlossen, über Gott zu Gericht zu sitzen wegen des Blutbades unter seinen Kindern. In erregter Diskussion erhoben sie verbittert Anklage gegen Gott, der sein Volk dem Vergessen und somit den Mördern anheimgegeben habe; Gott komme seinen Bundesverpflichtungen gegenüber den Juden in sträflicher Weise nicht nach. Nach dem Prozess, an dessen Ende Gott schuldig gesprochen wurde, sagte der Rabbiner in Anbetracht der untergehenden Sonne, es sei Zeit zum Gebet. Und alle senkten ihre Köpfe und beteten. Und das Gebet, das sie sprachen, klang so: ‚Schma Israel, Adonai eloheinu, Adonai ächat.‘ Höre Israel, Adonai ist unser Gott, Adonai ist eins.“

Und der Friede Gottes, der höher ist als all unsere menschliche Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus, unserm Herrn. Amen.

Daniel Steigerwald

Predigt zu Markus 7,24-30

[Beobachtungen der Jury: Die narrative Predigt traut sich sogar, eingangs ein menschliches Innenlebens des Heilers Jesus knapp zu schildern, und dann ausführlich das der Frau, die Jesus um Hilfe bittet. Gegenüber der ebenfalls hinzuerzählten Erwartung des Weitergangs der Erzählung ist jedoch in aller Deutlichkeit gesagt: „Was [dann] geschieht, entsetzt mich.“ Doch die Frau reagiert auf die Absage Jesu. „Mit ihrer bestechenden Intelligenz macht sie den Wundertäter größer, als er es selbst tut.“ Genauer: sie wird zum Glaubensvorbild. „Während der Glaube Härte und Unbarmherzigkeit wahrnimmt – im selben Moment, da rechnet der Glaube mit den Möglichkeiten Gottes.“ Weitere Bilder vertiefen diese Charakterisierung des Glaubens.]

Ein Glaube, der Wirklichkeit verändert

Gnade sei mit euch und Friede von Gott, unserem Vater, und dem Herrn Jesus Christus. Amen.

24 Und er stand auf und ging von dort in das Gebiet von Tyrus. Und er ging in ein Haus und wollte es niemanden wissen lassen und konnte doch nicht verborgen bleiben; 25 sondern alsbald hörte eine Frau von ihm, deren Töchterlein einen unreinen Geist hatte. Und sie kam und fiel nieder zu seinen Füßen – 26 die Frau war aber eine Griechin aus Syrophönizien – und bat ihn, dass er den Dämon aus ihrer Tochter austreibe. 27 Jesus aber sprach zu ihr: Lass zuvor die Kinder satt werden; denn es ist nicht recht, dass man den Kindern das Brot nehme und werfe es vor die Hunde. 28 Sie antwortete aber und sprach zu ihm: Herr, aber doch essen die Hunde unter dem Tisch von den Brosamen der Kinder. 29 Und er sprach zu ihr: Um dieses Wortes willen geh hin, der Dämon ist aus deiner Tochter ausgefahren. 30 Und sie ging hin in ihr Haus und fand das Kind auf dem Bett liegen, und der Dämon war ausgefahren.

Zwei Figuren haben eine Begegnung. Beide wird sie verändern.

Die eine Figur ist Jesus. Ein müder Jesus. Ein Jesus, der sich danach sehnt, in Ruhe gelassen zu werden. Ein Jesus, der gerade noch mitten im Geschehen gewesen war: Er hatte Dämonen ausgetrieben, hatte Kranke geheilt. Er hatte Gleichnisse erzählt, hatte mit fünf Broten und zwei Fischen eine riesige Menschenmenge satt gemacht. Er war in soziale Konflikte verwickelt worden: In seiner Heimatstadt war er ausgelacht worden. Mit

den Pharisäer und Schriftgelehrten war er aneinander geraten: Statt mit Jesus über das zu reden, was wirklich wichtig war, hatten die ihn nämlich in ihre kleinlichen Reinigungsriten verwickelt. Und nicht einmal seine Jünger hatten so richtig verstanden, was Jesus daran gestört hatte. Jetzt brauchte Jesus erst mal eine Pause. Raus aus dem Promi-Status. Raus aus Galiläa, wo er keine ruhige Minute mehr hatte. Raus – nach Tyrus, ans Meer, ins Ausland, wo ihn keiner kannte. Bloß weg.

Szenenwechsel. Vor unserem inneren Auge sehen wir eine Frau. Sie ist keine Jüdin. Sie lebt außerhalb der jüdischen Gebiete in Tyrus, ihrer Heimatstadt. Wieso sollte sie auch weggehen? Der Hafen der Stadt – der ideale Stützpunkt für ihr kleines Unternehmen. Das Geschäft floriert. Sie könnte eigentlich ein sehr gutes Leben haben: Wenn da nicht das eine wäre, diese tiefe Traurigkeit, die ihr sonst so fröhliches Leben überschattet: Mit ihrer Tochter stimmt etwas nicht. Manchmal ist alles ganz normal. Dann aber gibt es Zeiten, dann beginnt ihre Tochter plötzlich am ganzen Leib wie wild zu zittern und sich zu verkrampfen. Manchmal nur ein paar Minuten, manchmal länger. Jedes Mal steht sie Todesängste um ihre Tochter aus. Und jeden Tag lebt diese Frau mit der Angst, dass es heute wieder soweit sein könnte. Es ist der Schatten in ihrem Leben. Die Moll-Tonart, die alle fröhlichen Töne ihres Alltags in eine dunkle Grundstimmung verfärbt. Aber was soll sie tun? Ihr kann ja niemand helfen. Als sie das erste Mal Rat gesucht hatte, da hatte man ihr gesagt, ihre Tochter sei von einem Dämon besessen. Und damit war sie stehen gelassen worden. Ihr konnte keiner helfen. Niemand, bei dem sie in all den Jahren gewesen war.

Und dann, eines Morgens, da hörte sie in der Stadt von diesem Wunderheiler. Dass er ungewöhnliche Dinge tun konnte. Dass sie ihm in den jüdischen Gebieten alle hinterher rennen würden. Und unsere Frau – die hat das jetzt nicht mehr losgelassen. Den ganzen Tag musste sie darüber nachdenken, was sie da gehört hatte. War da etwas dran? Besaß dieser Mann vielleicht wirklich Wunderkräfte? Aber selbst wenn sie sich hintrauen sollte – würde er sich ihr überhaupt zuwenden? Sie wusste ja aus ihrer eigenen Erfahrung, wie das sein konnte mit Leuten, die aus der jüdischen Tradition kamen und es damit auch ernst meinten. Sie hatte solche und solche Leute kennengelernt. Manche waren offener. Manche hielten sich penibel an ihre strikte Vorgaben, das wusste sie. Würde man sie denn überhaupt in das Haus reinlassen, wo sich dieser Wunderheiler aufhielt? Würde der mit ihr als Frau reden? Würde er sich nicht empört abwenden,

wenn er merkte, dass sie gar nicht zu seinen Volksgenossen gehörte? Aber auf der anderen Seite – was hatte sie schon zu verlieren? Ihr Leben war so eingenommen von dem Problem ihrer Tochter. Sie würde alles tun, damit sich das ändern würde. Eine Zeit lang überlegte sich die Frau also noch, wie sie es angehen würde. Dann nahm sie sich ein Herz und ging los.

Liebe Mittwochmorgen-Gemeinde: Wir haben zwei Personen kennengelernt. Zwei Personen aus unterschiedlichsten Hintergründen. Gerade leben sie zufällig in derselben Stadt. Und gleich werden sie sich begegnen. Angenommen, wir hätten den Text jetzt noch nicht gelesen: Was würden Sie vermuten, wie die Begegnung zwischen diesen beiden Personen verlaufen könnte? Zwischen der Frau und Jesus? Viele von uns kennen ihn doch, den Herrn Jesus. Den guten Hirten. Den liebevollen, barmherzigen, erbarmungsvollen Jesus, der sich um die Armen und Schwachen kümmert. Vertrauensvoll. Der ein Herz hat für die einfachen Menschen. Der sein Leben dafür einsetzt, dass Gerechtigkeit geschaffen wird. Und das alles mit so einer Hingabe, dass es lebensgefährlich wird für ihn. Naja, was wird er schon tun? Er wird Mitleid haben mit der Frau. Er wird beeindruckt sein von ihrem Glauben – genau wie auch sonst, wenn bei ihm jemand aufkreuzt mit so einem Anliegen. Und dann wird er mit der Frau mitkommen. Er wird in ihr Haus gehen. Und er wird ihre Tochter von diesem Übel befreien.

Doch das geschieht nicht. Was geschieht, entsetzt mich. Die Frau hatte sich aufgemacht. Auf dem Hinweg hatte sie ihr Anliegen immer wieder vor sich her gesagt. Sie war aufgeregt. Würde der Wunderheiler ihr zuhören? Sie war in das Haus gegangen. Man hatte sie wider Erwarten hereingelassen. Sie war in den Raum geführt worden, wo dieser Wunderheiler war. Und dann hatte sie sich auf ihre Knie fallen lassen. Und jetzt, jetzt hat sie es ausgesprochen. Ein Moment der Stille liegt in der Luft. Was wird er tun? „Lass zuvor die Kinder satt werden; denn es ist nicht recht, dass man den Kindern das Brot nehme und werfe es vor die Hunde.“

Was? Was macht Jesus denn jetzt? Es ist der Moment, wo Sie, wo ich, erschrocken aufschauen. Der Wunderheiler heilt nicht. Der Geber aller guten Gaben gibt nicht. Er gibt nicht, er hält zurück. Wir kennen von ihm Worte der Annahme, was wir hören ist pure Ablehnung. Das hier sei nicht sein Dienstbezirk, nicht sein Gemeindeeinzugsgebiet. Er sei nur für sein Volk da, für Israel, nicht für die Heiden. Gerade noch hat Jesus eine Brotvermehrung für über 5000 Menschen veranstaltet. Und jetzt? Jetzt ist Brot plötzlich Mangelware. In seinem Bild ist Jesus nicht der kraftvolle

Wundertäter. Nein, ganz im Gegenteil: Er ist jetzt der Hausvater, der es gerade so schafft, für seine eigenen Kinder zu sorgen. Für Haustiere bleibt da nichts übrig. Für Haustiere wie diese Frau.

Was macht diese Frau jetzt? Sie kniet noch immer auf dem Boden. Sie hat ja durchaus mit Ablehnung gerechnet. Sie weiß ja, dass manche in der jüdischen Tradition Einheimische und Ausländer klar trennen. Drinnen und draußen – streng unterscheiden. Der Wunderheiler drinnen. Sie aber draußen. Was soll sie jetzt tun? Welche Möglichkeiten hat sie in dieser Situation? Eine Möglichkeit ist: Sie könnte einfach still weggehen. So tun, als habe sie sich in der Tür geirrt, heim, und einfach vergessen, was passiert ist. Eine andere Möglichkeit ist: Sie könnte auch so richtig laut werden, ausrasten. Als ein Hund hatte er sie bezeichnet. Sie! Sie war eine angesehene Frau, hatte ein gutes Geschäft. Und er ein dahergelaufener Wanderprediger, mit seinen hässlichen Klamotten. Sie hatte sich doch schon vor ihm niedergeworfen! Was er sich einbilden würde, sie jetzt auch noch so herabzusetzen!

Beides tut sie nicht. Sie bleibt weiter dort auf dem Boden knien. Ihr Kopf nach unten gesenkt, der Blick auf dem welligen Lehm Boden des Hauses. „Herr, aber doch essen die Hunde unter dem Tisch von den Brosamen der Kinder.“ Die Frau bleibt in dem Bild. In dem Bild, in das der Wunderheiler sie hineingezwängt hat. Sie der Hund, die Volksgenossen des Wunderheilers die Kinder. Sie gibt nicht auf. Sie geht nicht weg. Sie schreit nicht auf. Sie hat zuhause eine Tochter, die braucht die Hilfe dieses Mannes. Er ist der einzige weit und breit. Der einzige, bei dem sie eine Chance sieht, dass er etwas tun kann. Etwas, das ihr Leben für immer verändern könnte. Äußerlich, ja äußerlich da bleibt die Frau auf dem Boden knien. Aber mit ihrem Verstand sieht sie Jesus direkt in die Augen. Wer sagt denn, dass nicht beides geht? Wer sagt denn, dass nicht die Kinder satt werden können und die Hunde aber auch? Dass sich dieser Wundertäter voll und ganz für seine Leute einsetzen kann, aber trotzdem noch etwas für andere übrig bleibt. Für sie. Und bevor sie den Gedanken zu Ende gedacht hat, ist er auch schon ausgesprochen. „Herr, aber doch essen die Hunde unter dem Tisch von den Brosamen der Kinder.“

Auf den ersten Blick scheint die Antwort der Frau das Bild von Jesus einfach nur logisch weiter zu führen. Kinder, Hunde, Brot. Aber weit gefehlt! Im Gegenteil: Mit ihrer scheinbar harmlosen Antwort untergräbt die Frau die Aussage von Jesus: Nicht direkt, nicht beleidigend. Aber doch unverschämt. Unverschämt genial. Jesus hatte gesagt, sein Wirken ist nur für

eine kleine, auserwählte Volksgruppe. Und nur für die. Und in ihrer bestechenden Genialität sagt diese Frau: Nein, Meister! Du hast solche Kräfte, dass da mehr drin ist! In dem, was die Frau da sagt, da ist Jesus jetzt nicht mehr der Hausvater, der seine Kinder gerade so versorgen kann. Nein, Jesus ist jetzt der König, an dessen Haustafel Überfluss herrscht. Bei ihm müssen die Kinder nicht hungrig jeden Bissen verschlingen – die Kinder haben solchen Überfluss, dass mit jedem Bissen, den sie verschlingen, genauso viel nach unten fällt.

Die Frau erhebt sich in ihrer Antwort nicht selbst. Sie versucht nicht, mit Argumenten zu überzeugen, warum auch sie es wert ist, etwas von dem heilvollen Wirken dieses Wundertäters abzubekommen. Nein, dem äußeren Anschein nach bleibt sie dort, wo Jesus sie platziert hat – unten bei den Hunden. Aber im selben Moment wendet sie das Blatt: Mit ihrer bestechenden Intelligenz macht sie den Wundertäter größer, als er es selbst tut. Sie macht Jesus so groß, dass sich auch sein Wirkungskreis ausdehnt – und mit einem Mal ist auch für sie noch etwas übrig. Ihr Glaube provoziert das heilvolle Wirken von Jesus geradezu heraus. Wenn der Wundertäter so groß ist, wie alle sagen: Dann ist doch genug für alle da – auch für sie! Es ist der Glaube der Frau, der den heilvollen Liebesstrom Gottes für sie eröffnet. Die Kinder in dem Bild von Jesus, Jesu Volksgenossen und insbesondere die Jünger – die stechen nicht durch ihren besonderen Glauben hervor. Aber diese Frau. Sie bringt einen solchen Glauben an Jesus und seine Kraft mit, dass sie es schafft, Jesus in seiner Meinung umzustimmen. Und Jesus? – mit einem Mal kann er gar nicht anders, als sein heilvolles Wirken auch dieser Frau zukommen zu lassen.

Liebe Mittwoch-Morgen-Gemeinde: Woher hat diese Frau einen solchen Glauben? Ich meine: Ich habe mein ganzes Leben schon etwas mit diesem Jesus zu tun. Aber sie? Ich hab keine Ahnung, woher ihr Glaube kommt! Sie hat doch nur vom Hörensagen gehört, was er so drauf hat?! Die Frau ist dabei nicht idealistisch. Sie kennt die harte Realität. Den Ist-Zustand. Sie hat die harsche Abfuhr von Jesus sehr wohl gehört. Aber während sie sich dieser harten und kalten Wirklichkeit aussetzt, ist da etwas anderes. Etwas, das sie vorantreibt. Sie glaubt. Sie blickt auf diesen Wundertäter und sie vertraut auf das, was Wirklichkeit werden könnte. Und genau das ist Glaube. Glaube nimmt wahr, wie die Wirklichkeit ist. Hart und unbarmherzig. Aber dabei bleibt Glaube nicht stehen. Während der Glaube Härte und Unbarmherzigkeit wahrnimmt – im selben Moment, da rechnet der Glaube mit den Möglichkeiten Gottes. Glaube sieht das Faktische. Aber im selben Moment ahnt Glaube, dass das Mögliche genauso zur Wirklichkeit werden könnte. Glaube ist der kreative Möglichkeitssinn, der Mögliches wirklich macht. Der kreative Möglichkeitssinn, der Mögliches wirklich macht. Ich sehe einen Teebeutel – und plötzlich halte ich es für möglich, dass dieser Teebeutel mehr sein kann und mehr sein soll als trockenes Gras in Filterpapier. Ich sehe eine Situation – und plötzlich halte ich es für möglich, dass ich dieser Situation nicht hilflos ausgeliefert bin, sondern dass ich mich auf sie beziehen kann. Ich sehe eine Person – und plötzlich halte ich es für möglich, dass zwischen dieser Person und mir etwas entstehen kann: eine Debatte, ein Streit, ein Tausch, ein Tanz, ein Kuss. Ich sehe einen Stapel Papiere – Examensarbeit oder Hebräisch-Vokabeln – und plötzlich halte ich es für möglich, dass mich diese Last nicht erdrücken muss, sondern dass da jemand ist, der mir in all dem Druck mit seinem bedingungslos ausgestreckten Arm begegnen kann und begegnen möchte, der mich hält und der mit mir einen Schritt nach dem anderen nach vorne geht. Das ist Glaube: Ich stelle mich der Tatsache, dass es ist, wie es ist – aber das letzte Wort noch nicht gesprochen ist. Glaube aber rechnet damit, dass es Gutes geben kann. Die Frau in der Geschichte sieht das Wirkliche – Ablehnung. Aber obwohl zwischen ihr und der Heilung ihrer Tochter die Ablehnung von Jesus Christus höchstpersönlich steht – trotzdem kann und will sie vom Möglichen nicht ablassen. Ein tiefer Glaube, gepaart mit einem ungeheuren Mut – der Mut, der sie dazu treibt, ein zweites Mal ihren Schatten zu überspringen. Sich nicht nur zu einem fremden Wundertäter aufzumachen und nach einer Ablehnung wieder nach Hause zu gehen. Sondern auch noch seiner Ablehnung mit

Blitz und Verstand entgegenzutreten. Und ihn dabei selbst größer zu machen, als er es selbst tut. Mit Blick auf den Wundertäter Jesus glaubt sie, dass für sie das Mögliche zur Wirklichkeit werden könnte: Und diesem Glauben kann dann auch Jesus nicht mehr widerstehen. Denn einen solchen Glauben ist er einfach nicht gewohnt von seinen sonstigen Zuhörern.

29 Und Jesus sprach zu ihr: Um dieses Wortes willen geh hin, der Dämon ist aus deiner Tochter ausgefahren. 30 Und sie ging hin in ihr Haus und fand das Kind auf dem Bett liegen, und der Dämon war ausgefahren.

Natascha D. Gillenberg

Predigt zu Jona 3,1-10

[Beobachtungen der Jury: Jonas zweite Bußpredigt an die Stadtninive führt zu deren Umkehr und Gott verschont sie. Die nicht so offensichtliche Botschaft der Perikope ergibt sich erst über die Einbeziehung der Gesamterzählung. Der Erzählerin gelingt es, Deutung und Erzählung auf engste zu verweben: Jona überrascht nicht, dass Gott den Reuigen vergibt. Sein Problem ist, dass „Gott ihn unbedingt in dieser Geschichte dabei haben will“ und auch verändern will, dass er dem Jona (und uns) zumutet, das eigene Feindbild aufzugeben.]

1 Und es geschah das Wort des HERRN zum zweiten Mal zu Jona: 2 Mach dich auf, geh in die große Stadt Ninive und predige ihr, was ich dir sage! 3 Da machte sich Jona auf und ging hin nach Ninive, wie der HERR gesagt hatte. Ninive aber war eine große Stadt vor Gott, drei Tagereisen groß. 4 Und als Jona anfang, in die Stadt hineinzugehen, und eine Tagereise weit gekommen war, predigte er und sprach: Es sind noch vierzig Tage, so wird Ninive untergehen. 5 Da glaubten die Leute von Ninive an Gott und riefen ein Fasten aus und zogen alle, Groß und Klein, den Sack zur Buße an. 6 Und als das vor den König von Ninive kam, stand er auf von seinem Thron und legte seinen Purpur ab und hüllte sich in den Sack und setzte sich in die Asche 7 und ließ ausrufen und sagen in Ninive als Befehl des Königs und seiner Gewaltigen: Es sollen weder Mensch noch Vieh, weder Rinder noch Schafe etwas zu sich nehmen, und man soll sie nicht weiden noch Wasser trinken lassen; 8 und sie sollen sich in den Sack hüllen, Menschen und Vieh, und heftig zu Gott rufen. Und ein jeder kehre um von seinem bösen Wege und vom Frevel seiner Hände! 9 Wer weiß, ob Gott nicht umkehrt und es ihn reut und er sich abwendet von seinem grimmigen Zorn, dass wir nicht verderben. 10 Als aber Gott ihr Tun sah, wie sie umkehrten von ihrem bösen Wege, reute ihn das Übel, das er ihnen angekündigt hatte, und tat's nicht.

(l.)

„Man muss die Leute da abholen, wo sie gerade sind.“ Diesen Satz kennen Sie bestimmt, den hört man in der Kirche und in der Sozialen Arbeit und anderswo ja oft. Wenn man eine Rede schreibt oder eine Predigt halten will, dann gibt es verschiedene Aspekte, die man in der Vorbereitung berücksichtigen sollte. - Ich muss das Publikum oder die Gemeinde kennen,

einen Eindruck ihrer Lebenssituation haben. Denn ich will ja mit Empathie sprechen und nicht über sie hinweg reden. – Ich sollte meine Botschaft kennen und sie möglichst klar formulieren. Also: Was will ich eigentlich, was ist mein Ziel? Bzw. wenn es um eine Predigt geht: Was ist das Evangelium, was ist die gute Botschaft, was spendet Leben? – Und dazu gehört auch, meine Sprechhaltung und meinen Tonfall zu reflektieren: Will ich eher Fakten vermitteln und informieren? Will ich vielleicht eher etwas erzählen? Oder will ich sogar drohen: Wenn das und das nicht passiert nicht, dann passiert aber das ...? Oder will die Zuhörenden motivieren und inspirieren? Und wie mache ich das dann genau? Es gibt also eine Menge zu bedenken. Und trotzdem weiß man am Ende nie so genau, ob das, was man sich so überlegt hat, bei den Zuhörerinnen und Zuhörern auch so ankommt – denn jede und jeder hört eine Rede oder eine Predigt ja anders und in einer andren Lebenssituation.

(II.)

Und dann haben wir hier Jona. Und der hält die kürzeste Predigt der gesamten Bibel: „In 40 Tagen ist Ninive ein Trümmerhaufen“. Je nach deutscher Übersetzung sind das zwischen 7 und 10 Worten, im Hebräischen sogar nur 5 (wenn ich mich recht erinnere). „In 40 Tagen ist Ninive ein Trümmerhaufen“. Ein einziger Satz – und Jona ist damit erfolgreich. Ein einziger Satz – und die ganze Stadt Ninive kehrt um! Ändert ihr Verhalten, nimmt die Drohung ernst: Angefangen direkt von der Regierungsspitze, vom König an, der sofort reagiert – der keine weiteren Fragen stellt oder erst noch verhandelt, bei dem nicht erst noch mühsame Lobbyarbeit notwendig ist und weiteres Argumentieren und Streiten. Er hört von Jona – und er handelt sofort und leitet einen radikalen Politikwechsel ein. Und G*tt verschont die Stadt. Das würde ich auch gern können: mit einem einzigen Satz so viel erreichen! Beneidenswert.

(III.)

Man könnte meinen, Jona sei froh und stolz oder wenigstens erleichtert. Aber es ist ganz anders: Jona ist zornig, und er macht G*tt heftigste Vorwürfe. Dazu muss man im Buch Jona ein bisschen weiterlesen und ins nächste Kapitel schauen. Da schleudert er G*tt nämlich entgegen: (Jona 4, 2) „Ach, HERR, das ist's ja, was ich dachte, als ich noch in meinem Lande war. Deshalb wollte ich ja nach Tarsis fliehen; denn ich wusste, dass du gnädig, barmherzig, langmütig und von großer Güte bist und lässt dich des

Übels gereuen.“ Jona sagt; Ich wusste, wie das hier ausgeht. Und deshalb bin ich ja weggelaufen, nach Tarsis. Sie kennen die Geschichte bestimmt noch aus dem Kindergottesdienst – mit dem Schiff und dem Sturm und dem Walfisch ... Jona ist in der Situation mit dem Wal gelandet, weil er nämlich diese Predigt gar nicht halten wollte. Und jetzt ist er wütend: Immer bist Du gnädig! immer bist Du barmherzig! immer zeigst Du große Güte! immer, wenn Menschen umkehren, bist Du bereit, ihnen zu verzeihen!

Wir kennen diese Formulierung, aber wir kennen sie in einem ganz anderen Tonfall. Wenn wir von G*ttes Gnade sprechen und von seinem Erbarmen, dann klingt das anders: Erfreut. Besänftigt. Oder feierlich. Und wenn wir ehrlich sind: Manchmal auch sehr routiniert und gelangweilt. Jedenfalls stellt uns das nicht auf die Probe – denn in der Regel gehen wir ja davon aus, dass wir diejenigen sind, die vom Erbarmen, von der Gnade, vom Verzeihen profitieren. Wer hat da schon was dagegen? Aus Jonas Mund aber wird klar: Für ihn ist das hier kein Routine. Er weiß, was kommt – und anders als bei uns sonst löst das bei ihm heftige Emotionen bei ihm aus. Er macht G*tt wütende Vorwürfe: G*tt, ich wusste es schon vorher! Es ist immer das Gleiche mit Dir!

(IV.)

Da spricht jemand, der G*tt sehr gut kennt. Dem G*tt sehr vertraut ist. Und das muss man immer wieder mal betonen, weil sich im Christentum bis heute sehr hartnäckig das Bild hält vom „strafenden G*tt“ des Alten Testaments. Da haben die Juden irgendwas wohl in ihrem Ungehorsam noch nicht recht verstanden – aber zum Glück kommt dann das Neue Testament und Jesus und die Bergpredigt und damit endlich der gnädige G*tt ... Das ist ein falsches, ein antijüdisches und für beide Seiten sehr schädliches Bild – eine Verzerrung des Judentums durch die Christen mit einer viel zu langen und folgenreichen Tradition. Dabei kennt das Alte Testament den gnädigen, den barmherzigen G*tt sehr gut. Der Prophet Jona hier ist das beste Beispiel dafür. Er weiß, dass G*tt gut darin ist, das Leben von Menschen zu verändern, sie zum Umdenken zu bewegen und ihnen zu verzeihen. Er kennt das von G*tt so gut, dass er gar keinen Zweifel daran hat, wie diese Geschichte ausgehen wird. Das Erbarmen ist für ihn nichts Unvorhergesehenes, es ist absolut keine Überraschung – sondern das, was man von G*tt als Prophet offensichtlich so erwarten kann. Und Jona weigert sich, da mitzuspielen.

Wie kommt es, dass er Jona so derart voller Zorn ist? Vielleicht verstehen wir das besser, wenn wir uns diesen einen Satz, diese Mini-Predigt von Jona nochmal anschauen: „In 40 Tagen ist Ninive ein Trümmerhaufen“. Jona ist in Untergangsstimmung und malt ein absolutes Katastrophenszenario.

Die Lage ist hoffnungslos. Die Menschen da abholen, wo sie gerade sind ...? Sie vielleicht sogar motivieren? Inspirieren? Ich glaube: Jona predigt, was er eigentlich will: den Untergang Ninives. Er will nicht die Umkehr der Stadt. Er will nicht, dass sich Gott erbarmt. Er will, dass sie dem Erdboden gleichgemacht wird und kein Stein mehr auf dem anderen bleibt. Er will ihr Ende. Wie kann das sein?

(V.)

Ninive war ungefähr dort, wo heute die irakische Stadt Mossul liegt. Dort befand sich bis vor nicht allzulanger Zeit auch die Grabstätte von Jona und die dazugehörige Moschee – denn Jona stellt auch für den Islam eine wichtige Figur dar. 2014 wurden Grabstätte und Moschee von der Terrororganisation dem so genannten „IS“ zerstört. In Ninive lebten zu Jonas Zeiten – zumindest aus jüdischer Sicht – die Heiden, die Menschen dort waren keine Juden und gehörten nicht zu Israel, dem auserwählten Volk. Das waren „die Anderen“. Es kann sein, dass Jona sich gefragt hat: Was habe ich denn mit denen zu tun? Ninive galt als eine der bedeutendsten Metropolen dieser Zeit: mit einem ausgeklügelten Kanalsystem, großen und beeindruckende Stadttore, einer Stadtmauer. Die Bibel sagt, dort hätten 120.000 Menschen gelebt. Der Nabel der Welt. Und Ninive war Regierungssitz der Assyrier: einer Großmacht der damaligen Zeit. Und damit war sie für Israel eine richtige Bedrohung, ein potentieller Staatsfeind, wie wir das heute nennen würden. Vielleicht ist Jonas Kalkül: „Wenn Ninive sich weiter so verhält wie bisher, dann greift G*tt ein und er lässt Ninive untergehen unter. Trümmerhaufen ist für Israel wenig bedrohlich. Der Untergang andere zum Schutz für einen selber ...“ Wenn Ninive dagegen Buße tut: Dann wird G*tt die Stadt verschonen. Und dann bleibt in den Augen Jonas Ninive bzw. bleiben die Assyrier weiterhin eine Bedrohung für Israel. Wäre es nicht völlig verantwortungslos, das zu riskieren? Ist es nicht besser, den Untergang Ninives geschehen zu lassen und damit die aktuellen Machtverhältnisse zu ändern?

(VI.)

Es ist klar, dass Jona sich nicht an der Umkehr von Ninive und damit der Erhaltung der Macht der Assyrier beteiligen will. Er will nicht Teil dieser Geschichte sein. Und deshalb entscheidet er sich, fortzugehen – in die entgegengesetzte Richtung, so weit wie er kommt, so weit weg von Ninive und dem Auftrag G*ttes, wie es ihm nur irgendwie möglich ist. Aber das Interessante ist: G*tt will Jona unbedingt in dieser Geschichte dabei haben. G*tt will nicht nur, dass die Stadt Ninive sich ändert. Sondern er will offensichtlich unbedingt, dass Jona damit zu tun hat. Und dass Jona selbst sich dabei ändert. Denn die eigentliche Hauptfigur dieser Geschichte ist Jona. Die Geschichte von Ninive ist ja schnell erzählt: kurze Predigt von Jona – Umkehr der Stadt – fertig. Das ist letztlich sehr undramatisch. Das eigentliche Drama spielt sich bei Jona ab. Es ist also eigentlich nicht die Geschichte von Ninive, die hier erzählt wird, oder nicht nur. Sondern die Geschichte von Jona. Und vielleicht erzählt uns die Bibel damit eine Geschichte von uns.

(VII.)

Was Jona sieht: Wenn die Stadt von G*tt verschont wird, bleibt die Machtposition der Assyrier ungebrochen. Ninive bleibt groß und mächtig und ein wichtiger Player in der Region. Was Jona nicht sieht: Ninive hat sich ganz grundlegend verändert. Vielleicht ist ja eine Stadt, ist ein Land, das in Freundschaft mit Gott lebt und seine Gebote des Friedens, der Gerechtigkeit, der Rücksicht hält, nicht mehr die gleiche Bedrohung wie zuvor? Vielleicht wird sie das sogar ein guter Nachbar? Jona kommt gar nicht erst auf diese Idee. Es scheint ihm dafür einfach die Phantasie zu fehlen. Er weiß zwar, dass sich im Verhältnis von G*tt und Ninive etwas grundlegend verändert, und er ahnt, dass Ninive umkehren wird. Aber er denkt trotzdem in den alten Bahnen weiter und in Machtverhältnissen. Die Stärke des einen ist nur denkbar als die Schwäche des anderen.

(VIII.)

Und was ist das überhaupt für eine Vorstellung, wenn G*tt will, dass wir Teil werden von der Umkehr unserer Feinde? Das ist, ehrlich gesagt, eine ziemliche Zumutung. Wie stark ist unsere Identität davon geprägt, dass wir ein Feindbild oder sogar einen Feind haben? Was wären wir ohne unsere Feinde? Wir erzählen unsere Geschichten oft anhand unserer Gegner. Wenn sich unser Feind verändert, wenn Menschen sich verändern,

die uns Schmerz zugefügt haben, dann kann sich auch etwas in uns verändern.

Kränkung ist oft der kostbarste Besitz, den wir mit uns durch's Leben schleppen. Den geben wir nicht so einfach her. Wir wissen, wer wir sind in unserer Verletzung und in dem, was uns angetan wurde. Aus Schutz. Auch aus Selbstachtung, aus Würde und Stolz. Manchmal gibt das unserem Leben sogar Sinn. Was passiert, wenn wir das aufgeben, ist völlig unklar. Wie lange halten wir an unseren Feindschaften fest, weil uns die Phantasie fehlt, dass danach etwas Neues und Anderes geschehen kann? Weil wir gar nicht mehr wissen, wie es anders gehen kann? Denken Sie an politische Konflikte (Sie haben zum Beispiel bei Brot für die Welt damit zu tun): Das Schwierigste an Friedens- und Versöhnungsprozessen ist ja der Vorwurf des Verrats: Wenn man jetzt ja einfach mit den anderen am Tisch sitzen kann, um zu verhandeln – was waren dann die ganzen blutigen Opfer wert? Was der Schmerz, der Verlust? Wenn das jetzt so einfach geht – warum war das andere nötig? Wie soll man das erklären? Wie kann man sich vor den Opfern, den Toten allzumal, dafür überhaupt rechtfertigen? Und wer ist man dann selbst noch? Hand aufs Herz: Wenn wir in der Kirche von Gottes Liebe und von Gottes Gnade sprechen – wie oft denken wir dabei einfach nur an uns als „Nutznießer“? Sicher, auch das mag uns manchmal schwer fallen: Dass einem Sünden vergeben werden sollen, dass man Barmherzigkeit brauchen könnte – das ist nicht immer schwer zu schlucken. Aber im Grunde genommen ist das eine Botschaft, mit der wir es uns ganz gut eingerichtet haben. Die Vorstellung allerdings, dass G*tt auch anderen zugesteht, dass sie ihr Leben ändern können, und dass G*tt auch ihnen eine neue Beziehung anbietet, - und wenn es sich bei den anderen dann noch um meine Gegner handelt: auf welcher Seite steht G*tt dann eigentlich? Was heißt das für meinen Blick auf meine Feinde, was heißt das für meinen Blick auf die Menschen, die mich zutiefst verletzt haben, wenn G*tt eine Versöhnung mit ihnen für möglich hält? Und wenn er dann noch will, dass ich – ausgerechnet ich! – dazu das nötige Wort spreche, die richtige Sprache finde? Jona sagt: Ich will lieber tot sein, als dass ich hier mitmache: Jona 4,3: „So nimm' nun Herr, meine Seele von mir, denn ich möchte lieber tot sein als leben.“ Da gerät Identität ins Wanken. Er kann sich sein Leben nicht vorstellen unter diesen neuen Vorzeichen.

(IX.)

Das hier ist also keine Geschichte über Ninive. Oder nicht nur. Es ist eine Geschichte von Jona, und es ist eine Geschichte von uns: von unserem Zorn, unserer Wut, unserer Kränkung. Von unserem Festhalten an dem, was ist. Auch wenn dieses Festhalten uns zutiefst bedroht und verletzt. Es ist eine Geschichte davon, was passiert, wenn wir – nur für einen kurzen Atemzug lang! – G*tt den Spielraum lassen, dass sich die Verhältnisse ändern. Und es ist eine Geschichte davon, dass Gott nicht lockerlässt. Dass er alles daran setzt, dass wir Teil der Veränderungen sind: Teil der Umkehr und des Neubeginns, Teil seiner Geschichte. Denn er verzichtet auf keinen Fall auf uns.

Lukas Harbig

Predigt zu Epheser 3,14-19

[Beobachtungen der Jury: Zum Eingang die Frage „Haben Sie schon mal auf Knien gebetet?“ An die Charakterisierung der das Knien begleitenden inneren Haltung angeschlossen ist die Lesung der ersten beiden Verse des Predigttexts („Deshalb beuge ich meine Knie vor dem Vater ...“). Der Rest der Predigtperikope wird ungewöhnlicherweise erst als Predigtschluss verlesen! Dazwischen eine Art besonders leicht verständliche Lehrpredigt: Irrtümer über den Glauben werden vorgestellt und abgewiesen; Glaube aber ist vor allem ein Geschenk, auf das Menschen mit der Bitte um Begegnung und mit Vertrauen reagieren. Liedverse drücken das aus – und der Fortgang des Predigttexts. Also einmal der Predigttext am Schluss und als Höhepunkt der Predigt.]

Auf Knien

Liebe Gemeinde, haben Sie schon mal auf Knien gebetet? Der ein oder andere vielleicht beim Gottesdienstbesuch von unseren katholischen Geschwistern. Bei denen kommt das ganz regelmäßig im Gottesdienst vor. Bei uns gibt's das nicht. Schade eigentlich. Ich finde, wir Evangelischen haben zu wenig Ritual und zu wenig Körpereinsatz in unserem Glaubensleben. Wir sind oft ein bisschen „wortlastig“. Auf Knien beten, zugegeben, das tue ich aber auch sehr selten. Ich erinnere mich an wenige Momente großer Not, als es mir ein Bedürfnis war, als ich mich nicht anders ausdrücken konnte. Auf Knien zu beten, das macht etwas: Man unterstreicht sein Gebet, man spricht so nur Dinge, die ganz wichtig sind. Man gibt sich Gott hin und gibt zu, dass man mit seiner Menschenmacht am Ende ist. Zu biblischer Zeit war das Normalgebet – auch wie heute bei uns – das Gebet im Stehen. Sowohl bei Christen als auch bei Juden. Wer sich niederkniete, dem ging es ums Ganze. Das hat sich nicht geändert.

Der heutige Predigttext aus dem dritten Kapitel des Epheserbriefs ist ein Gebet. Und dieses Gebet beginnt so:

(14) Deshalb beuge ich meine Knie vor dem Vater, (15) von dem jedes Geschlecht im Himmel und auf Erden seinen Namen hat.

Auch hier geht jemand auf seine Knie und betet zum Schöpfer, auch hier geht es ums Ganze. Was da aber genau gebetet wird, das verrate ich Ihnen erst ganz am Ende meiner Predigt. Jetzt nur so viel: Es ist ein Gebet auch für uns hier und heute, genauer: Ein Gebet für unseren Glauben.

(Drei Mal falsch geglaubt)

Bevor ich Ihnen dieses Gebet genauer vorstelle, möchte ich zuerst der Frage nachgehen, was das denn überhaupt ist – Glauben. So einfach ist das nämlich gar nicht. Da gibt es viele Irrtümer. Drei solche Irrtümer will ich Ihnen zeigen und danach beschreiben, was ich selbst für Glauben halte.

(Pascals Wette)

Der erste Irrtum, der geht so:

„In der Welt gibt's Dinge, die weiß ich sicher: Dass morgens die Sonne aufgeht und abends wieder unter. Dass es vier Jahreszeiten gibt und dass die Woche sieben Tage hat. Sicher weiß ich auch, dass wir zum Leben arbeiten müssen, dass es uns mal besser und mal schlechter geht. Das alles weiß ich. Und es gibt Dinge, die glaube ich. Ich glaube, dass der Sommer heiß wird. Ich glaube, dass mein Sohn morgen wieder zu spät zur Schule kommt. Ich glaube, Großbritannien tritt doch nicht aus der EU aus. Glauben muss man das, was man nicht sicher weiß. So ist das auch ein bisschen mit Gott. Sicher wissen wir da doch alle nichts. Vielleicht gibt's Gott ja, vielleicht auch nicht. Vielleicht hat Gott auch die Welt gemacht, vielleicht auch nicht. Wer weiß das schon? War ja keiner dabei. Ich denke, ich glaube mal an Gott. Sicherheitshalber. Wenn's Gott gibt, dann hab' ich ja alles richtig gemacht. Wenn nicht? Na so anstrengend ist's ja auch nicht, das bisschen Glauben und Beten.“

Glauben, liebe Gemeinde, ist nicht Wahrscheinlichkeits-Glauben. Im Alltag sprechen wir oft von Glauben, wenn wir sagen wollen, dass etwas sein kann, dass es aber auch nicht sein kann. Mit dem religiösen Glauben ist das anders. Der bestimmt unser Leben, Denken und Handeln. Wenn das alles nur Rätselraterei wäre und wir es so genau doch nicht wissen, worauf gründet dann unsere Existenz? Auf einem wagen Unwissen. Das gibt keine Lebenslust, das trägt nicht im Leid. Nein, Glauben ist nicht Wahrscheinlichkeits-Glauben,

(Religion ist weder Moral...)

Der zweite Irrtum, der geht so:

„Ich finde die Kirchen gut. Die tun was für die Kranken und Armen, die sehen den Menschen. Diakonie, Caritas und so. Das ist wichtig heutzutage. Wer macht das denn sonst noch? Die Nächstenliebe, die ist ja auch total wichtig in unserer verrohten Gesellschaft. Als Gläubige engagiere ich mich

natürlich für andere, bin hilfsbereit und großzügig. Worum es genau beim Glauben geht, das ist eigentlich nicht so wichtig. Hauptsache ist die gute Tat und die gute Gesinnung. Dass die Kirche sich für Klimaschutz stark macht und ein Tempolimit fordert? Auch das ist super. Gut, dass der Glaube politisch aktiv ist und die Welt verbessern will. Auch den Religionsunterricht und den Konfirmandenunterricht finde ich spitze. Unsere Jugend braucht schließlich Werte und Orientierung. Das ist es doch genau, was der Glaube vermitteln kann. Dass wir alle gut zueinander sind, auf die Schöpfung Rücksicht nehmen und an einer fairen Gesellschaft mitarbeiten.“

Glauben, liebe Gemeinde, ist nicht Gutes tun. Auch so wurde schon häufig geirrt. Natürlich ist es wichtig, sich für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung einzusetzen. Aber ist das das Kerngeschäft der Kirche? Hier engagieren sich auch andere, Parteien und Vereine, die können das genauso gut oder sogar besser. Und auch wenn Nächstenliebe wirklich wichtig ist und ich um jeden froh bin, der sie ernsthaft versucht: Auch sie funktioniert ganz ohne Glauben, nur heißt sie dann eben Solidarität. Nein, Glauben ist nicht Gutes tun.

(....noch Weltanschauung)

Der dritte Irrtum, der geht so:

„Meinen Glauben, den kann nichts erschüttern. Wenn da so ein Zweifler und Modernist kommt und behauptet, dass es keine Wunder gibt und auch keine Auferstehung – Ha! Der wird einfach niedergeglaubt. Wir müssen nur alle ganz fest an die Wahrheiten der Bibel und der Kirche glauben, dann passt schon alles. Das Glaubensbekenntnis, das kann ich von der ersten bis zur letzten Zeile stark und sicher mitsprechen. Da gibt's kein Links und Rechts. Mein Glaube hilft in allen Lebenslagen und wenn ich einmal nicht weiterkomme, na dann habe ich einfach noch nicht stark genug geglaubt, noch nicht lang genug gebetet. Alles macht Sinn, das ist eigentlich gar nicht so schwierig. Wir müssen nur eisern glauben. Wenn unsere Glaubensleistung stark genug ist, dann kann uns keiner was. Wenn nur alle so wären wie wir, denselben starken Glauben hätten – das wäre doch Gottes Reich auf Erden, oder nicht?“

Glauben, liebe Gemeinde, ist kein eisernes Festhalten entgegen der Vernunft. Natürlich hat jeder Glaube auch einen Inhalt. Man glaubt ja etwas. Aber das kann von Mensch zu Mensch verschieden sein – sogar in derselben Religion. Die eine allumfassende Wahrheit ist nichts, was wir Men-

schen durch eisernes Festhalten und Missionieren erzwingen können. So wird Glaube zur gefährlichen Ideologie und zur Leistung des Menschen. Wer so glaubt, dem fliegt übrigens bald die moderne Welt um den Kopf und wird zum Feindbild. Nein, Glauben ist kein eisernes Festhalten entgegen der Vernunft.

(Wahrer Glaube?)

Das waren sie, die drei Irrtümer über den Glauben: Glauben ist nicht Wahrscheinlichkeits-Glaube. Glauben ist nicht Gutes tun. Glauben ist kein eisernes Festhalten entgegen der Vernunft. Was bleibt nun noch? Ich vermute es Ihnen. Glauben ist von uns Menschen aus gedacht zunächst einmal etwas völlig Passives. Glauben entsteht in der realen Gottesbegegnung. Bei dieser Begegnung wird die Seele voll, es ist, als gehen einem die Augen auf: Man sieht die Schönheit Gottes, die die Welt durchstrahlt. Wir Menschen können das nicht einfordern oder erzeugen. Diese Begegnung ist ein Geschenk. Man bekommt's, hat's nicht verdient, hat's nicht erwirtschaftet. Wir haben nicht die Freiheit, diese Begegnung einzufordern. Und wir haben nicht die Freiheit, diese Begegnung abzulehnen. Wir sind völlig passiv. Das einzige, was wir tun können, ist Gott um die Gnade einer Begegnung bitten. In unserem Gesangbuch finden wir solche Bitten um die Gnade einer Begegnung. Für mich persönlich sind sie die schönsten und zärtlichsten Stellen, in diesem ganzen Buch. In jedem Weihnachtsgottesdienst wird deshalb bei mir „Ich steh an deiner Krippen hier“ gesungen – ich liebe dieses Lied. Dort dichtet Paul Gerhardt in der letzten Strophe: „Eins aber, hoff ich, wirst du mir, mein Heiland nicht versagen: Dass ich dich möge für und für in, bei und an mir tragen. So lass mich doch dein Kripplein sein; komm, komm und lege bei mir ein dich und all deine Freuden. So lass mich doch dein Kripplein sein – erfülle mich Gott mit der Gnade des Glaubens.“

Das andere Lied, nicht weniger wunderschön und kunstvoll gedichtet, ist Tersteegens „Gott ist gegenwärtig“. Ebenfalls in der letzten Strophe heißt es da: „Herr komm in mir wohnen, lass mein' Geist auf Erden, dir ein Heiligtum noch werden; Komm, du nahes Wesen, dich in mir verkläre, dass ich dich stets lieb und ehre. Wo ich geh, sitz und steh, lass mich dich erblicken und vor dir mich bücken.“

Wem Gott begegnet, wer diese Gnade erfährt, der antwortet mit liebevollem Vertrauen. Denn: Glauben ist Vertrauen. Jetzt haben wir die Antwort! Glauben ist Vertrauen auf Gott. Auf Gott, der uns begegnet ist. Warum

Gott wohl manchen Menschen begegnet und anderen nicht, mag man sich jetzt fragen. Warum gibt es glaubende Menschen und nicht-glaubende? Nun, das weiß ich nicht. Das weiß nur der zutiefst lebendige Gott, der uns Menschen begegnet, wie und wo und wann Gott will.

Dass alle solchen Glauben haben oder bekommen, genau dafür betet auch der Autor unseres Predigttextes. Auch er tut dies mit wundervollen poetischen Worten, stellt sich das menschliche Innere ganz räumlich vor, wie einen Tempel. Auf Knien betet er für uns ...

(16) Dass Gott euch Kraft gebe nach dem Reichtum seiner Herrlichkeit, durch seinen Geist am inneren Menschen gestärkt zu werden,(17) dass Christus durch den Glauben in euren Herzen wohne. Und ihr in der Liebe eingewurzelt und gegründet seid,(18) damit ihr mit allen anderen Glaubenden begreifen könnt, welches die Breite und die Länge und die Höhe und die Tiefe ist,(19) und dass ihr auch die Liebe Christi erkennen könnt, die alle Erkenntnis übertrifft, damit ihr erfüllt werdet, bis ihr die ganze Fülle Gottes erlangt habt.

Amen.

Esther Marie Joas, Vikarin

Predigt zu 1. Mose 4, 1-16

[Beobachtungen der Jury: Ein „Predigtslam“. Geht das? Wie geht das? Es geht als vorgetragenes Gebet! Und mit einem Predigttext, auf zwei Verse verdichtet. Kein Schielen auf Brillanz, wenn die Slam-Sprachform verwendet wird, aber Nutzung der Intensivierungseffekte: Klage, anfangs noch als Klage (des Kain) gegen den Bruder, die zur Klage gegen Gott wird, die dem Blut Abels die Stimme leiht und es zu „unserer“ Stimme werden lässt. Darum: „Wir alle sind Kain, Abel, Adam und Eva. Wir alle sind Opfer und auch Täter.“ Und wie in der Psalmpoesie zum Schluss nicht selten der Umschlag zum Vertrauen steht, so auch hier: ein Vertrauen, das – ungeachtet „richtiger“ dogmatischer Ordnung – sich aus Gottes Schöpfung (und einer Relativierung der Erbsündenvorstellung) sich den Mut leiht. Und nebenbei die Tradition provoziert: Denn Hermann Hesse und „Herr der Ringe“ dürfen auch mitreden.]

Wie kann das sein, dass Du Glück hast und ich nicht?

Dass Du die Liebe Deines Lebens gefunden hast und meine zerbricht?

Wie kann das sein, dass ich schufte mein Leben lang, die Eltern pflege, Freundschaft hege, nie Ärger errege und einfach nichts umsonst bekomme – einfach mal so.

Aber Du, Dir fällt alles zu.

Hast ein Haus und vier Kinder, bist schön und wirkst viel jünger.

Bist klug und alle wollen Rat von Dir.

Und ich? Ich hab's verbockt, nachts gerockt, viel gezockt. Hab keine Kinder, probier's noch über Tinder.

Ich säe und Du erntest. Ich suche und Du findest. Ich verzweifle und Du, Du, mein Bruder, bist ein Fels in der Brandung, ein Stern am Himmel, ein Lieblingsmensch.

Oh Gott, Dein Segen ist wie Regen, der durch einen Trichter läuft; den einen überhäuft, beinah ersäuft und jemand wie mich erreichst du nich'. Ich vertrockne neben der Blume, die DU begießt.

Ich bringe Opfer, Gott, jeden Tag sehr viele, aber das regt wohl nicht Deine Gefühle. Ich hab ‚ne scheiß Angst zu versagen, wieder mal den Kürz'ren zu ziehen, irgendwie vor mir selbst zu fliehen.

Aber ich geb' nicht auf, streng mich an, tue, was ich kann.
Und wieder, war er's, der gewann.

Und dann, irgendwann, war's mir zu viel, sein Lachen zu laut, sein Strahlen
zu hell, sein Ruhm zu grell.

Oh Gott, Dein Segen ist wie Regen, der durch einen Trichter läuft; den ei-
nen überhäuft, beinah ersäuft und jemand wie mich erreichst DU nich'.
Ich vertrockne neben der Blume, die DU begießt.

Da erhob sich Kain wider seinen Bruder Abel und schlug ihn tot.

Und Abels Blut schrie zum Himmel. Es schrie über die Ungerechtigkeit, mit
der Gott dem einen gibt und dem anderen nicht, den einen gedeihen
lässt, den anderen nicht.

Es schrie über die Bosheit, die in uns entsteht, wenn wir neiden und has-
sen, die Wege mit Gott verlassen.

Das Blut schrie und schreit noch immer, denn niemand findet eine Ant-
wort, kein Ort, kein Hort, wo der Bruder ruhen kann, mal verstehen, wie
alles begann.

Denn nichts ist böse von Anfang an. So steht es in Herr der Ringe.

Und Hesse: jedem Anfang wohnt ein Zauber inne.

Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde und sprach zum Menschen: wer-
de!

Und siehe, es war sehr gut.

Doch DU, Gott, ließt uns essen vom Baum der Erkenntnis und wir, wir su-
chen nun, was gut und was böse ist. Und warum DU nicht da bist,
wenn Kain sich vergisst, mit falschem Maß bemisst.

Wir alle sind Kain, Abel, Adam und Eva.
Wir alle sind Opfer und auch Täter.
Sterblich, verletzlich, traurig und ängstlich, voll Neugier und Scham,
Neid und Gram.

Aber warum, oh Gott, ist Dein Segen wie Regen, der durch einen Trichter
läuft; den einen überhäuft, beinah ersäuft und jemand wie mich erreichst
DU nich'.

Ich vertrockne neben der Blume, die DU begießt.
Ist es nun bös, wenn Kain Rache beschließt?

Mag sein, denn jeder ist unser Bruder, unsre Schwester, dein geliebtes
Kind und besser: wir helfen den Opfern wie der Samariter, machen uns
stark für die Schwachen, bringen Traurige zum Lachen.

Aber wir alle sind Kain, Abel, Adam und Eva.
Wir alle sind Opfer und auch Täter.
Sterblich, verletzlich, traurig und ängstlich,
voll Neugier und Scham, Neid und Gram.

Was hast du getan? fragt Gott und Kain, Kain schweigt, schweigt mit der
ganzen Welt, die so viel Verfehlung in sich hält.

Was hast du getan? werden unsre Kinder fragen, wenn die Erde sich rächt
an dem schwachen Geschlecht. Was hast du getan, was hast du getan?

Wir alle sind Kain, Abel, Adam und Eva.
Wir alle sind Opfer und auch Täter.
Sterblich, verletzlich, traurig und ängstlich,
Neugier und Scham, Neid und Gram.

Aber DU, Gott, wirst uns, wirst Kain vergeben, ihn schirmen und beleben –
bis er sich besinne.

Denn auch Kain war gut am Anfang und jedem Anfang wohnt ein Zauber
inne.

Andreas Schüle

Predigt zu Apostelgeschichte 16,9-15

[Beobachtungen der Jury: Auch diese Predigt weicht von der gängigen Form ab, wie der Prediger gleich zu Beginn offenlegt. Vorgeführt wird eine „imaginäre Begegnung“ mit der ersten europäischen Christin Lydia aus dem Predigttext, die erkennbar so gestaltet ist, dass auch ein Sinn Gewinn für die mithörende Predigtgemeinde entsteht. Zunächst werden in dem Monolog historisch mögliche Varianten davon durchgespielt, wer Lydia gewesen sein könnte. Sodann wird dem imaginären Gegenüber auch dargestellt, wie denn die eigene Lage heute bei den Christen sei; produktive Unterschiede und Gemeinsamkeiten treten heraus.]

Liebe Gemeinde, eine ‚richtige‘ Predigt habe ich heute gar nicht. Das liegt daran, dass die Hauptperson unserer Geschichte, Lydia, mich eine Woche lang auf die Spurensuche ihres Lebens geschickt hat – mit Lexika und Landkarten. Daraus ist eine, wenngleich imaginäre, Begegnung mit ihr geworden:

Liebe Lydia, heute erzählen Menschen in schwarzen Talaren und weißen Beffchen die Geschichte einer Purpurhändlerin, Deine Geschichte. Ob Dir das recht gewesen wäre? Zumindest für einen Moment stehst Du im Scheinwerferlicht der biblischen Geschichte, weil Du vermutlich die erste Christin Europas wurdest, als Paulus Dich getauft hat. Der war zuerst Missionar in Kleinasien – für uns heute Syrien und die Türkei –, bis er eines Tages eine Traumvision hatte. Darin sah er einen Mann, der ihm zurief, er solle sich aufmachen, über die Ägäis hinüber nach Griechenland segeln und dort das Evangelium verkünden. Einer seiner ersten Häfen war Philippi. Es war wohl seine übliche Strategie, am Sabbat die Orte aufzusuchen, an denen sich vor allem Frauen versammelten. Und da fand er dann auch Dich.

Sag’ mal, wie war der Paulus eigentlich? Wir hatten hier in unserer Kirche lange einen Paulineraltar stehen. Da hatte Paulus einen langen Zottelbart und lange Zottelhaare. Nicht sehr attraktiv ... Aber für uns heute ist er ein ganz Großer. Manche sagen, ohne ihn hätte das Christentum gar nicht lange überlebt, sondern wäre als kleine Sekte irgendwann in der Versenkung verschwunden. Aber wir wollen ja gar nicht über Paulus reden, sondern über Dich!

War denn Lydia, also übersetzt „die Lydierin“, Dein richtiger Name? So haben Dich Deine Eltern doch sicher nicht gerufen. Der Name sagt, dass Du ursprünglich aus der Westtürkei stammtest. Manche unserer Zeitgenossen wären ziemlich irritiert, wenn sie wüssten, dass die erste europäische Christin eigentlich eine Türkin war! Aber Dein Name verrät auch, dass Du einmal eine Sklavin warst, denn vor allem Sklaven hat man nach ihrem Herkunftsort benannt. Und da wird Deine Geschichte interessant und auch geheimnisvoll: Auf welchen Wegen bist Du wohl nach Griechenland gekommen und schließlich zu einer freien Frau geworden? Warst Du einmal verheiratet? Hat Dich Dein Mann freigekauft? Laut unserer Erzählung warst Du dann irgendwann wieder allein und hattest Deinen eigenen Haushalt. Aber wer waren die Menschen um Dich herum? Hattest Du Kinder, vielleicht sogar schon Enkel?

Nun gibt es gelehrte Menschen, die versucht haben, die Puzzlesteine Deines Lebens zusammenzusetzen. Die einen meinen Du seist eine ziemlich bemitleidenswerte Existenz am unteren Ende der Gesellschaft gewesen. Ganz ohne Mann und dann auch noch im Purpurgeschäft. Da geht es ja um diese kleinen Schnecken, die man aus dem Mittelmeer fischt, dann aus ihren Häuschen pult und zur Krönung in Urin einkocht, um den edlen Farbstoff zu gewinnen. Für einen Fingerhut von Purpur brauchte man tausende solcher Schnecken. War das Dein Broterwerb? Bist Du damit vielleicht sogar schon als Kind aufgewachsen? Ich will mir dazu eigentlich weder Bilder noch Gerüche vorstellen. Jedenfalls hättest Du dann kein leichtes Leben gehabt. Sklavin, Purpurkocherin – das klingt nicht gerade überprivilegiert! Dann könnte ich aber verstehen, warum Du Paulus zugehört hast und warum Dich das Evangelium von der Liebe und der Gerechtigkeit Gottes angesprochen hat. Das bedeutet auch, dass Du Dich nicht aufgegeben hast, nicht zynisch und hart geworden bist, sondern auf die Kraft der Veränderung vertraut hast, die aus dem Glauben kommt.

Du hast sie vermutlich nie kennengelernt, aber zu Deiner Zeit lebte noch eine andere Frau, die daran geglaubt hat, dass Gott auch die kleinen und scheinbar unwichtigen Menschen erhebt und dass der Glaube eine unverletzliche Würde verleiht: „Meine Seele erhebt den Herrn, und mein Geist freut sich Gottes, meines Heilandes. Denn er hat die Niedrigkeit seiner Magd angesehen. Von nun an werden mich preisen alle Kinder und Kindeskinde.“ So hat die Mutter Jesu gebetet. Vielleicht hast Du in Deinem eigenen Leben genau das erlebt und vielleicht hat die Botschaft des Paulus Dir geholfen, das auch zu begreifen.

Andere wiederum erzählen Deine Geschichte ganz anders. Du wärest das gewesen, was wir heute eine Powerfrau nennen. Von der Sklavin und Purpurkocherin hättest Du Dich Schritt für Schritt nach oben gearbeitet und schließlich in Philippi Deine eigene Boutique besessen, wo die teuren Purpurstoffe verkauft wurden. Bei Dir, der Lydierin, gaben sich die vornehmen Damen und Herren der Gesellschaft die Klinke in die Hand. Und so hattest Du es zu einigem Wohlstand gebracht – ein großzügiges Haus mit Angestellten. Du warst eine Frau mit einem Selbstbewusstsein, das aus Lebenserfahrung erwächst.

Aber offenbar warst Du trotz allem noch nicht ganz angekommen, noch nicht fertig, noch nicht satt. Die Zeiten der Not und des Umherirrens in den Hafenstädten des Mittelmeers mögen vorbei gewesen sein – übrigens gibt es das auch in unserer Zeit wieder –; aber da waren noch Fragen, die auch Wohlstand und eine gesicherte Existenz nicht zum Verstummen bringen. Manchmal weiß man ja erst, wonach man auf der Suche war, wenn man es gefunden hat – die Liebe eines Lebens, der Beruf, der auch Berufung ist ... Du hast Antworten in der Religion gesucht.

In unserer Erzählung steht, Du seist eine ‚Gottesfürchtige‘ gewesen. Als alleinstehende Frau mit Migrationshintergrund war es aber sicher nicht leicht, Anschluss zu finden. Dann bist Du Paulus begegnet und hast davon gehört – und schließlich auch selbst erlebt –, dass der Glaube Menschen zu Schwestern und Brüdern macht, auch wenn sie durch Kultur, Geld und gesellschaftliches Prestige weit voneinander entfernt sind. Paulus schreibt in seinen Briefen, dass der Glaube Menschen in das lebendige Bild Christi verwandelt und so zu neuen Menschen und auch zu einer neuen Gemeinschaft macht. Vielleicht hast Du das damals genau so von ihm gehört.

Das Geheimnis Deiner Identität werden wir wohl nie ganz lüften, auch nicht, wie es weiterging, nachdem Du Dich hattest taufen lassen. Einige Jahre später schrieb Paulus einen Brief an die Gemeinde von Philippi, die offenbar gewachsen und gut vorangekommen war. Darin erwähnt er zwei Frauen, Syntyche und Euodia; aber von Dir ist nicht die Rede. Oder versteckst Du Dich etwa hinter den Bischöfen und Diakonen, die Paulus am Anfang dieses Briefs anspricht? Hattest Du es so weit gebracht? Lydia, die Episkopa oder die Diakona? Zuzutrauen wäre es Dir sicher gewesen. Weil wir das alles aber nicht wissen, meinen manche, es hätte Dich gar nicht gegeben, sondern Du seist eine Erfindung des Erzählers unserer Geschichte gewesen. Das glaube ich zwar nicht, aber tatsächlich verlieren sich Deine Spuren im Sand.

Ich frage mich, ob Deine Geschichte auch heute noch spielen könnte. Das Christentum gibt es inzwischen schon eine ganze Weile, und es gibt sogar Zeitgenossen, die ziemlich vollmundig vom ‚christlichen Abendland‘ sprechen. Aber ehrlich gesagt sind wir aufs Ganze gesehen doch eine ziemlich kleine Schar, die oft in großen Kirchen aus vergangener Zeit sitzt. Wie aber wäre es, wenn es mit dem Christentum heute noch einmal von vorn begänne – so wie mit Dir? Wo würde Paulus hingehen? Wen würde er ansprechen, und wer würde ihm zuhören, ohne ihn für einen verrückten kleinen Zausel zu halten, der wirres Zeug redet? Wer wären heute die ‚ersten Christen‘?

Verzeih‘, wenn das jetzt wie ein Klischee klingt, aber wo ich dies gerade schreibe, fällt mir die Sprechstundenhilfe meiner Zahnärztin ein. Die hat einen osteuropäischen Akzent, wirbelt mit Energie durch die Praxis und fragt mich – weil sie weiß, was ich beruflich mache – immer etwas neckisch, ob man als Theologe schneller in den Himmel kommt. ‚Klar‘, sage ich dann, ‚Sollten Sie auch mal probieren!‘ Irgendwie bilde ich mir ein, Du wärst so gewesen. Aber ernsthaft, ich frage mich manchmal, ob es auch heute, bei uns hier im beschaulichen Leipzig, noch Menschen wie Dich gibt – ‚erste Christen‘ und nicht nur ‚Nachfahren‘; Menschen, deren Welt sich nicht nur um den eigenen Bauchnabel dreht, sondern die danach fragen, was hinter dem Horizont der Welt liegt, wie wir sie kennen und oft schicksalhaft hinnehmen; Menschen, die nicht nur ihre Bedürfnisse befriedigen wollen, sondern Hunger und Durst nach dem haben, was Jesus das Reich Gottes genannt hat. ‚Erste Christen‘ sind diejenigen, die sich nicht von vorverdauten Wahrheiten und Benimmregeln einlullen lassen, sondern den Glauben mit Herz, Mund und Hand zum Leben bringen. Ich denke, dass Du ein solcher Mensch warst. Wer sich damals hat taufen lassen –noch dazu als fremde Frau und ehemalige Sklavin – muss viel Mut und Kraft gehabt haben.

Ich würde natürlich gerne von Dir selber hören, was in Dir vorgegangen ist, als Du Paulus zugehört hast. In unserer Erzählung steht, dass Gott Dir „das Herz“ für dessen Botschaft „geöffnet“ hat. Naja, das klingt ein bisschen frömmelnd und macht Dich schon arg zum ‚Missionsobjekt‘. Als williges Lämmchen, das an den Lippen des großen Apostels klebt, kann ich mir Dich nicht so recht vorstellen. Und doch gefällt mir das Bild des geöffneten Herzens. Von König Salomo wird erzählt, dass er um ein „hörendes Herz“ bat, als Gott ihm einen Wunsch gewährte. Dieses hörende Herz machte ihn nicht nur zu einem gottesfürchtigen, sondern auch zu einem

wachen und sensiblen Menschen mit einem ausgeprägten Sinn für Gerechtigkeit. Geöffnete Herzen, hörende Herzen – das sind Bilder, die Weite und Tiefe atmen; Bilder für Menschen, die sich mit allem Glauben, aller Hoffnung und aller Liebe danach ausstrecken, dass der Himmel der Erde näherkommt, egal wie hoch sie selber aufgestiegen oder wie tief sie gefallen sind.

Genau so stelle ich mir Dich, die ‚erste Christin‘, vor und ich wünsche uns, dass wir Dir darin ähnlich werden. Nun mach’ es gut, adieu! Und Amen.

Simon Schu

Predigt zu Hebräer 9,15.26b-28 (Karfreitag)

[Bemerkung des Predigers: Am Karfreitag wollte ich nicht erklären, nicht argumentieren, nicht auslegen. Ich wollte diesen Tag, den Tod Jesu wahrnehmen und aus verschiedenen Blickwinkeln betrachten. Darum habe ich sechs verschiedene Texte zusammengestellt und geschrieben. Die Texte sind unabhängig voneinander. Sie sollen ganz verschiedene Aspekte dieses Tages aufgreifen.]

[Beobachtungen der Jury: An Karfreitag zerfällt dieser Ansprache bewusst auch die Form einer abgerundeten Predigt. Was bleibt, sind Fragmente: Nietzsches „Gott ist Tod“-Ausrufung; Gedankenschilderung einer Person, die den Tod Jesu miterlebt; ein zünftiger Nachruf aus seinen Tod, wie er in einer Todesanzeige stehen könnte; Verse über Jesu Opfer aus Hebräerbrief Kapitel 9; eine kritische Rückfrage, die sich an Jesus selbst wendet, was denn sein Tod eigentlich war; und zwei emotionalen poetische Miniaturen zu „Schwarz“ und „Furchtbar“.]

(Fassungslos)

(Aus „Der Tolle Mensch“ von Friedrich Nietzsche¹⁰)

Habt ihr nicht von jenem tollen Menschen gehört, der am hellen Vormittage eine Laterne anzündete, auf den Markt lief und unaufhörlich schrie: "ich suche Gott! Ich suche Gott!" – Da dort gerade Viele von Denen zusammenstanden, welche nicht an Gott glaubten, so erregte er ein grosses Gelächter. Ist Gott denn verloren gegangen? sagte der Eine. Hat er sich verlaufen wie ein Kind? sagte der Andere. Oder hält er sich versteckt? Fürchtet er sich vor uns? Ist er zu Schiff gegangen? ausgewandert? – so schrieen und lachten sie durcheinander. Der tolle Mensch sprang mitten unter sie und durchbohrte sie mit seinen Blicken. "Wohin ist Gott?" rief er, „ich will es euch sagen! Wir haben ihn getötet, – ihr und ich! Wir Alle sind seine Mörder! Aber wie haben wir dieses gemacht? Wie vermochten wir das Meer auszutrinken? Wer gab uns den Schwamm, um den ganzen Horizont wegzuwischen? Was thaten wir, als wir diese Erde von ihrer Sonne losketteten? Wohin bewegt sie sich nun? Wohin bewegen wir uns? Fort von allen Sonnen? Stürzen wir nicht fortwährend? Und rückwärts, seitwärts, vorwärts, nach allen Seiten? Giebt es noch ein Oben und ein Unten? Irren wir nicht wie durch ein unendliches Nichts? Haucht uns nicht der leere Raum an? Ist es nicht kälter geworden? Kommt nicht immerfort die Nacht und mehr Nacht? Müssen nicht Laternen am Vormittage ange-

¹⁰ Das Zitat von Nietzsche ist der 125. Aphorismus aus „Die fröhliche Wissenschaft“.

zündet werden? Hören wir noch Nichts von dem Lärm der Todtengräber, welche Gott begraben? [...] Gott ist todt! Gott bleibt todt! Und wir haben ihn getödtet! Wie trösten wir uns, die Mörder aller Mörder?

Kurze Pause

Mit Jesus ist mehr als ein Mensch gestorben, Hoffnung, Zuversicht, Gott selbst ist gestorben. Ein gewisses Bild von Gott ist gestorben: der Starke, die Wunschmaschine, der Macher, der Alles-Wird-Gut-Gott, der Problemlöser, der Auf-den-Wolken-Throner, der Von-Fern-Die-Weltengeschicke-Lenker. Der Tod Jesu zeigt: so ist Gott nicht. Dieser Gott, der so sein soll, ist tot. Und er bleibt tot. Dieser Gott bleibt tot. Der Gott, der in drei Tagen auferstehen wird, ist ein anderer. „Irren wir nicht wie durch ein unendliches Nichts? Haucht uns nicht der leere Raum an? Ist es nicht kälter geworden? Kommt nicht immerfort die Nacht und mehr Nacht? [...] Gott ist todt! [...] Und wir haben ihn getödtet! Wie trösten wir uns, die Mörder aller Mörder?“

Lange Pause

(Sprachlos)

Jesus ist tot, schon seit ein paar Stunden tot. Und eben war der Himmel auch noch dunkel voller Wolken. Jetzt scheint schon wieder die Sonne, als wäre nichts gewesen, als wäre ein fröhlicher Tag. Ihre Strahlen sind hell, aber sie strahlen nicht bis in mein Herz. Es ist beinahe so, als wären all die dunklen Wolken vom Himmel in mein Herz gezogen. Schritt, Schritt, Schritt, noch ein Schritt – auf den Straßen, die wir gemeinsam gegangen sind. Die alten Steine, die schon immer da liegen. Sie liegen da und nichts bekümmert sie. Sie sollten schreien. Schreien sollten sie, vor dem was geschehen ist, über die Ungerechtigkeit, die Grausamkeit. Schreien. Aber auch ich kann nicht schreien. Vielleicht sind sie vor Schreck so starr wie ich. Alleine, alleine gehe ich den Weg, den wir vorgestern noch gemeinsam gegangen sind. Hier diese Ecke, da standen wir. Fast ist es, als wäre er noch da. Aber das ist er nicht. Wie können Menschen so etwas Schlimmes tun. Und warum ausgerechnet an ihm? Er hatte doch niemandem etwas getan. Ich möchte ihm noch etwas sagen, wie ich ihn vermisse, oder was er mir bedeutet oder etwas Schönes, von der Zeit als wir noch gemeinsam diese Straße entlanggegangen sind. Mein Mund öffnet sich aber, mein

Hals ist zu trocken, ich bekomme kein Wort heraus. Vielleicht bin ich zu traurig zum Reden? Aber ich fühle gar nichts. Alles ist taub. Da rede mir noch einer von Gefühlen, ich kann gar nichts fühlen, ich bin völlig taub, mein Hals, meine Lippen, mein ganzer Körper ist trocken, wie ein getrockneter Kadaver in der Wüste. Und da ist der Moment auch vorbei. Schritt, Schritt. Ich gehe weiter, um die Ecke. Ein bisschen Wasser rinnt mir im Auge zusammen, es sammelt sich in der Ecke und schlängelt sich ganz, ganz langsam, langsam die Wange entlang. Ganz langsam. Aber in mir explodiert alles mit unglaublicher Geschwindigkeit, meine Gedärme werden durchwühlt – so fühlt es sich zumindest an. Die Träne hat das Kinn erreicht, sie tropft zu Boden. Mehr weinen kann ich nicht. Das war das letzte bisschen Wasser, die letzte Träne in meinem Körper. Ich renne die Straße entlang.

Lange Pause

(Nachruf)

Tief bestürzt über den brutalen Justizmord, trauern wir um Jesus Christus. Unser tiefstes Mitgefühl gilt seinen Angehörigen. Als er vor drei Jahren begann zu predigen und zu heilen, wusste noch keiner, welcher Erfolg ihm beschieden sein sollte. Schnell sammelte er die Schar seiner 12 Jünger und eine große Anhängerschaft um sich. Er hat uns das Reich Gottes gezeigt – er hat das Reich Gottes gelebt. Mit Liebe, Geduld, Weisheit und Vergebung behandelte er die Menschen, denen er begegnete. Vielen half er zu einem Leben, frei von Krankheit und frei von Schuld. Eine besonders eindrückliche Situation aus seinem Leben, wollen wir hier kurz darstellen. Einige Menschen brachten eine Ehebrecherin zu ihm. Sie wollten wissen, ob er für oder gegen die Durchsetzung der Steinigung wäre. Aber er antwortete: „Wer ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein“. Die Ankläger verließen ihn und die Frau. Er sagte zu der Ehebrecherin: „Wo sind alle hin, die dich steinigen wollen? Fort? Dann verurteile ich dich auch nicht. Geh, aber lebe ein anderes Leben.“ Das war er, wie wir ihn kannten und schätzten. Mit Liebe und Vergebung – und mit mutiger Veränderung, beschenkte er das Leben von Menschen. Wir werden ihn und sein Lebenswerk in Ehren halten.

Lange Pause

(Brief an die Hebräer, Kapitel 9)

15 Und darum ist er auch der Mittler des neuen Bundes, auf dass durch seinen Tod, der geschehen ist zur Erlösung von den Übertretungen unter dem ersten Bund, die Berufenen das verheißene ewige Erbe empfangen. 26b Nun aber, am Ende der Zeiten, ist er ein für alle Mal erschienen, um durch sein eigenes Opfer die Sünde aufzuheben. 27 Und wie den Menschen bestimmt ist, einmal zu sterben, danach aber das Gericht: 28 so ist auch Christus einmal geopfert worden, die Sünden vieler wegzunehmen; zum zweiten Mal erscheint er nicht der Sünde wegen, sondern zur Rettung derer, die ihn erwarten.

Kurze Pause

(Im Gespräch)

Du bist tot. Nein, du warst tot. Du bist auferstanden, jetzt lebst du ewig und regierst mit Gott die Welt. So sagt man. Aber was war dann dein Tod, wenn du wieder auferstehst? Nur eine kurze Episode? Ein Abstecher ins Totenreich, eine göttliche Exkursion in die Hölle? Ein dunkler Himmel in einem sonnigen Jahr? Ein Ausprobieren? Ein Ausrutscher? Ein lange geplanter Göttlicher Coup? Brauchst du den Tod nur, um zu zeigen, wie göttlich du bist? Oder was war dein Tod? Sag, war es die Krönung deines Lebens, die Krönung für ein Leben als Wanderprediger, arm, heimatlos, lebst von Luft und Liebe und dem, was du erbetteln konntest? War es die Krönung für das was du gesagt und gepredigt hat? Liebe, Vergebung, das Reich Gottes? Ist dein blutiger Tod das dunkelrote Wachssiegel, das auf all das gedrückt wird? Das Zeichen – du hast es nicht gelebt, du bist dafür gestorben? Was war dein Tod? Oder warst du wie ein Opfer? Wie ein Opfer im Tempel - ein Opfer, das geschlachtet werden muss? Aber sag, wer ist Gott, dass er Blut braucht? Sag du es mir. Musstest du sterben, damit man uns die Sünde vergeben kann? So sagen zumindest manche. Und was soll das überhaupt sein, Sünde? Moralische Verfehlung? Weil ich mal schlecht gehandelt habe, soll Gott so einen Zorn haben, dass er dich schlachten musste? Ich habe nichts getan, dass jemand so zornig sein müsste. Oder doch? Aber warum? Dass mit dem Schlachten verstehe ich nicht. Manchmal habe ich das Gefühl, auf dieser Welt ist nichts umsonst – das stimmt nicht, aber manchmal scheint es so. Und so scheint es mir auch bei dir, du hast für mich das Himmelreich gefunden und geöffnet, den größten Schatz überhaupt, die Perle – und dafür warst du bereit alles zu geben so-

gar dein Leben. Dafür hast du mit deinem Leben bezahlt. Trifft es das oder was war dein Tod? Eines weiß ich mit Sicherheit, mein Leben ist gebrochen, wie ein Blumenstrauß, den man in der Bahn transportiert hat, manches ist in voller Blüte, anderes verwelkt und manches abgeknickt. Von einer Seite ganz ansehnlich, von einer anderen - Naja. Aber die Menschen, denen du begegnet bist, die hast du angenommen, aufgerichtet, mitgenommen. Du hast sie mitgenommen in eine neue Wirklichkeit. In ein neues Leben. Ist das Vergebung der Sünden? Ist das Erlösung? Bist du dafür gestorben? Oder was war dein Tod?

Lange Pause

(Schwarz)

Schwarz sind die Wolken
die Wolken, die den Himmel überziehen.
Die zur Mahnwache steh'n.
Der Tod kommt auf ihnen geflogen.
Schwarz sind die Wolken,
Schwarz sind die Herzen,
Und Rot läuft vom Kreuz sein Blut.
Tropfen für Tropfen.

(Furchtbar)

Ja, Grausam.
Ja, Traurig
Ja,
Aber vergebens nicht.

Kurze Pause

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, bewahre eure Herzen und Sinne in Christus unserm Herrn.

Zu den Verfasserinnen und Verfassern

Dr. theol. Erich Garhammer, Professor (i.R.) für Pastoraltheologie an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Würzburg, Priester, langjähriger Vorsitzender der ökumenischen und internationalen „Arbeitsgemeinschaft für Homiletik e.V.“. Werke (u.a.): Am Tropf der Worte. Literarisch predigen, Paderborn 2000; zus. mit U. Roth und H.-G. Schöttler (Hrsg.), Kontrapunkte. Katholische und protestantische Predigtkultur (Ökumenische Studien zur Predigt 5), München 2006.
Eine kleine Apologie des Erzählens – auch in der Predigt [Originalbeitrag für dieses Heft]

Natascha D. Gillenberg, Persönliche Referentin im Vorstand Sozialpolitik der Diakonie Deutschland.
Predigt zu Jona 3,1-10 in der Mittwochmorgen-Andacht für die Mitarbeitenden der Diakonie Deutschland, der Diakonie Katastrophenhilfe und Brot für die Welt am 26. 6. 2019.

Lukas Ephraim Harbig, Vikar.
Predigt zu Epheser 3,14-19 in Heilbronn-Biberach und der Dietrich-Bonhoeffer-Kirche in Heilbronn-Kirchhausen am 2. 6. 2019 (Sonntag Exaudi).

Esther Marie Joas, Vikarin.
Predigt zu Gen. 4,1-16 in der Kirche Unser Lieben Frauen zu Bremen am 26.8.2018 (13. Sonntag nach Trinitatis).

Regina Laudage Kleeberg, Religionswissenschaftlerin (M.A.), Leiterin der Abteilung Kinder, Jugend und Junge Erwachsene, Bischöfliches Generalvikariat des Erzbistums Essen.
Predigt „Durchhalten“ über Mt 4,1-11, in einem Wortgottesdienst am Freitagabend in freier Gestalt in der Reihe „Zeitfenster“, St. Foillan in Aachen am 8. 6. 2018.

Magdalena Prinzler, inzwischen Vikarin (in Mutterschutz/Elternzeit), Markuskommunität Karlsruhe.
Predigt zu Gen 4,1-16 aus der Predigtarbeit im Rahmen des Ersten Theologischen Examens 2018/2019

Dr. Dr. Andreas Schüle, Professor für Theologie und Exegese des Alten Testaments und Leiter der Forschungsstelle Judentum an der Universität Leipzig und Pfarrer i.E.
Predigt zu Apg. 16,9-15 in der Thomaskirche zu Leipzig am 24. 2. 2019 (Sonntag Sexagesimae).

Simon Schu, Vikar in der evangelischen Kirchengemeinde Gütersloh.
Predigt zu Hebr. 9,15.26b-28 in der Matthäusgemeinde, Ev. Kirchengemeinde Gütersloh am 30. 3. 2018 (Karfreitag).